



Separatum aus:

THEMENHEFT 3

Eva von Contzen (Hrsg.)

Historische Narratologie

Publiziert im August 2019.

Die BmE Themenhefte erscheinen online im BIS-Verlag der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg unter der Creative Commons Lizenz [CC BY-NC-ND 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/). Die Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung (BmE) werden herausgegeben von PD Dr. Anja Becker (München) und Prof. Dr. Albrecht Hausmann (Oldenburg). Die inhaltliche und editorische Verantwortung für das einzelne Themenheft liegt bei den jeweiligen Heftherausgebern.

<http://www.erzaehlforschung.de> – Kontakt: herausgeber@erzaehlforschung.de
ISSN 2568-9967

Zitiervorschlag für diesen Beitrag:

Haferland, Harald: Kleine Blütenlese zu historischen und systematischen Gesichtspunkten unwahrscheinlichen und wahrscheinlichen Erzählens, in: Contzen, Eva von (Hrsg.): Historische Narratologie, Oldenburg 2019 (BmE Themenheft 3), S. 3–49 (online)

Harald Haferland

Kleine Blütenlese zu historischen und systematischen Gesichtspunkten unwahrscheinlichen und wahrscheinlichen Erzählens

Abstract. Der Aufsatz sucht das Feld von für die Dichtung relevanten Wahrscheinlichkeitsbegriffen zu sondieren. Unterschieden werden Was- (bzw. Plot-)Wahrscheinlichkeit und Wie-Wahrscheinlichkeit. Was-Wahrscheinlichkeit lässt sich im Prinzip numerisch erfassen. Auf Wie-Wahrscheinlichkeit richten sich Forderungen schon in Aristoteles' ›Poetik‹, wonach die Rezeptionswirkung einer Tragödie nicht beeinträchtigt werden sollte. Auch die antike Rhetorik schreibt die Einhaltung der Wahrscheinlichkeit im Zuge einer rhetorisch versierten Darstellung vor. Bestimmte Gattungen der Dichtung bleiben allerdings bis heute um solche Forderungen und Vorschriften unbekümmert. Wenn Dichtung offensiv auf bloß vorgestellte fiktive Szenarien umschaltet und zur Fiktion wird, beschränkt dies die Rolle der Zeit: Wahrscheinlichkeit gewinnt die atemporale Form einer Abbildrelation.

1. Die Aufnahme numerisch unwahrscheinlicher Fälle in Erzählungen

Im Jahre 1814 bringt Pierre Simon de Laplace die erweiterte Ausgabe seines *Essai philosophique sur les probabilités* heraus, der der Wahrscheinlichkeitsrechnung eine geschlossene Form gibt und sie endgültig etabliert. Laplace zeigt, wie »die Wahrscheinlichkeit eines Ereignisses durch Zurückführung aller Ereignisse derselben Art auf eine gewisse Anzahl gleich möglicher Fälle« ermittelt wird.⁴ Danach verbindet sich der Begriff der Wahrscheinlichkeit mit Zahlenwerten, die die Wahrscheinlichkeit des Eintretens

eines Ereignisses angeben. Ein übersichtlicher Fall ist der absolut gleichmäßig geformte Würfel, der mit der Wahrscheinlichkeit von einem Wurf zu sechs Würfeln, also von $1/6$, auf einer der sechs Seiten liegen bleibt und so eine bestimmte Zahl zeigt – die Wahrscheinlichkeit wird in einem Bruch dargestellt; der Zähler zählt einen erfolgreichen Wurf bzw. Fall, der Nenner nennt die Anzahl der Fälle, bei denen dieser eine erfolgreiche Fall der Wahrscheinlichkeit gemäß eintreten sollte. Tatsächlich braucht es eine höhere Zahl von Würfeln, bis sich Zufallsfolgen – etwa mehrmals dieselbe Zahl hintereinander – ausgleichen und annähernd eine Gleichverteilung aller sechs Zahlen vorliegt.

Eine feste Zahlenfolge (etwa eine $\langle 1 \rangle$ und eine $\langle 2 \rangle$ hintereinander oder – bei zwei eingesetzten und in nur einer Reihenfolge zu lesenden und dazu entsprechend gekennzeichneten Würfeln – nebeneinander) würfelt man mit einer geringeren Wahrscheinlichkeit; sie multipliziert sich auf $1/6 \times 1/6$, d. h. auf 1 zu 36 ($1/36$), da es mit den Zahlen von 1 bis 6 insgesamt 36 zweistellige Zahlen gibt, die man würfeln kann. Und das geht so weiter: Will man mit aufeinander folgenden Würfeln bzw. unter Einsatz von drei gekennzeichneten Würfeln die Zahlenfolge $\langle 1, 2, 3 \rangle$ (oder irgendeine andere) würfeln, so tut man das mit einer Wahrscheinlichkeit von $1/6 \times 1/6 \times 1/6$, d. h. also von $1/216$. Die Wahrscheinlichkeit verringert sich. Man kann sie im Prinzip immer weiter gegen Null treiben, wenn man die Zahlenfolge oder -kombination verlängert. Sehr hohe Unwahrscheinlichkeitswerte erreicht man, wenn man einen Affen auf einer Tastatur tippen lässt und darauf wartet, bis er irgendwann einen sinnvollen Satz eingetippt hat. Einen Buchstaben tippt er bei 30 Tasten mit einer Wahrscheinlichkeit von $1/30$, eine Folge von zwei Buchstaben schon mit einer abnehmenden Wahrscheinlichkeit von $1/900$. Man müsste sehr lange darauf warten, bis sich einmal ein ganzer sinnvoller Satz in dem Buchstabensalat fände. Was aber, wenn er irgendwann die zusammenhängende Buchstabenfolge der Werke Shakespeares eintippen sollte (das Beispiel nach Borel 1962, S. 2f.)? Er

müsste, wenn er in Zehntelsekunden tippen würde, in Zeitdimensionen leben, die die bisherige Lebensdauer des Kosmos um einiges überschreiten würden. Das ist unmöglich, zumindest wenn man sich an den Sprachgebrauch hält und von dem unendlich kleinen numerisch gemessenen Wert absieht. Dem Sprachgebrauch liegen Erfahrungswerte zugrunde. Sie sind bei Kartenspielern, die ein gewinnversprechendes Blatt erwarten, sicher präziser zu beziffern als bei Menschen, die sich in Alltagssituationen bewegen und sich etwas erhoffen. Es ist vorgeschlagen worden, eine Wahrscheinlichkeit, die nach menschlichem Ermessen niedriger als bei $1/1.000.000$ liegt, als unmöglich zu betrachten (Hand 2015, S. 17). Die vom Affen zufällig eingetippten Werke Shakespeares liegen sehr weit darüber.

Ich kann nun aber die Wahrscheinlichkeit beziffern, mit der mir vor meinem Wohnhaus ein Ziegel auf den Kopf fällt, wenn ich einkaufen gehe. Ich muss dabei Zahlenwerte veranschlagen: Ich passiere die zehn Meter lange Vorderfront meines mit Ziegeln gedeckten Hauses einmal auf dem Hinweg und einmal auf dem Rückweg (= 20 Meter). Von seinem Dach löst sich geschätzt einmal in zehn Jahren nach einem kräftigen Sturm ein Ziegel und fällt alsbald herunter. Wenn die Falllinie auf dem Gehweg hin und zurück zwanzig Stellen (auf jedem Meter eine) besitzt, an denen mich der Ziegel tödlich trifft, und wenn es in den zehn Jahren an 3652 Tagen täglich zwölf Stunden lang – an denen ich potentiell einkaufen gehe – 43200 tödliche Sekunden gibt, dann trifft mich der Ziegel mit einer Wahrscheinlichkeit von $20/157.766.400$ bzw. von $1/7.888.320$). Das ist also ziemlich unwahrscheinlich und eigentlich unmöglich, weshalb ich auch nicht mit einem Schutzhelm aus dem Haus gehe. Allerdings ändert sich das schon, wenn ich Tag und Nacht durch eine Stadt mit lauter Häuserfronten laufe, die Ziegeldächer besitzen. Nimmt man aber alle solche Häuserfronten in einer Stadt zusammen und alle Passanten, die sie täglich passieren, dann wird es wieder sehr wahrscheinlich, dass innerhalb eines überschaubaren Zeitraums ein solcher Fall eintritt. Denn aus der Perspektive aller Passanten ist die Rechnung anders aufzumachen: Passieren also an einem Tag

etwa 10.000 Passanten einen Kilometer Häuserfronten mit Ziegeldächern, dann gibt es schon zehn Millionen Gelegenheiten (10.000×1000) zu sterben, und einen der Passanten trifft es bei dieser Rechnung heute schon mit hundertprozentiger Wahrscheinlichkeit, da die Zahl der Fälle höher liegt als die Wahrscheinlichkeit einer tödlichen Begegnung mit einem Ziegel.² Man spricht vom Gesetz der großen Zahl.

Weil das bei einer großen Zahl von Fällen so ist, hören wir auch gar nicht so selten, dass irgendjemand wieder einen Lotto-Jackpot geknackt hat, da die Zahl der Lottospieler groß ist. Steigt die Zahl der Würfe, Einsätze, Versuche (oder was immer man als Fall bestimmt), dann gleicht sich die Unwahrscheinlichkeit, mit der der Einsatz einen ganz bestimmten Einzelnen zum Erfolg führt, wieder aus. Es trifft eben nie mich, sondern irgendeinen anderen Glücklichen.

Signifikant sind solche Zufälle nicht, verdient hat es keiner der Ge- oder Betroffenen. Es ist Pech oder reines Glück, und Pech oder Glück ergeben noch keine Erzählung. Signifikant sind Zufälle wie der, der den Mörder des Mitys aus Argos traf, als einige Zeit nach seiner Mordtat die Gedenkstatue, die zwischenzeitlich für den angesehenen Mitys in Argos errichtet worden war, während einer Festveranstaltung auf den Mörder fiel, als er sie gerade passierte und betrachtete. Aristoteles glaubt, ein solcher signifikanter Zufall eigne sich als Gegenstand eines Plots (>Poetik< 9 [1452a1–11]).³ Dies trifft eher nur zu, wenn man annimmt, der Zufall sei nicht unmöglich, sondern im Prinzip möglich. Sonst hält man ihn für eine erkennbar erfundene Fabeli von nicht vertrauenswürdigen Erzählungen.⁴ Es kommt hier schon auf den Zufall an, denn wenn man nur annimmt, dass eine höhere Macht die Statue des Mitys zum Umfallen gebracht hat, um den Mörder gerechterweise zu strafen, dann verschwindet der Zufall, und die Erzählung schrumpfte auf den banalen Umstand, dass ein Mörder seine gerechte Strafe durch die waltende Macht empfinde. Dann kann auch gleich jemand den ermordeten Mitys mit der Keule rächen. Dass ein Zufall wie der mit der Statue des Mitys aber vorkommen kann, würde zumindest heute niemand mehr

ernsthaft annehmen. Das dürfte damit zusammenhängen, dass sich zugehörige Vorstellungen von Vorsehung und Schicksal verflüchtigt haben. Es kann kaum viele Fälle geben, in denen Mörder die Skulpturen der von ihnen Ermordeten passieren, selbst wenn sie sich zum Tatort und dann auch zu den Folgen ihrer Tat hingezogen fühlen mögen. Hier hilft auch das Gesetz der großen Zahl nicht weiter.

Wie wahrscheinlich ist es, dass ich im Urlaub auf den Malediven einer geheimnisvollen Nachbarin begegne? Sie ist nie zu sehen, nur einmal habe ich bisher einen flüchtigen Blick von ihr erhaschen können und mich zusammen mit anderen Nachbarn immer schon gefragt, was es eigentlich mit ihr auf sich hat. In der Form einer Alltagserzählung würde ich eine solche Begegnung sofort den Nachbarn erzählen, und es ist gut möglich, dass derartige Erzählungen, wenn die erstaunliche Begegnung auf ein befriedigendes Ende zuläuft (ich heirate die Nachbarin), sogar die Runde machen. Immerhin sind sie wahrscheinlicher als das Ende des Mörders des Mitys. Es ist nicht üblich, hierbei auf numerische Wahrscheinlichkeit abzuheben, aber es ist im Prinzip machbar: Meine Nachbarin fährt einmal in jedem August in Urlaub, ich auch, und es kommen ca. 100 Urlaubsorte für uns in Betracht; die Wahrscheinlichkeit unserer Begegnung errechnete sich für den nächsten August aus dem Produkt der Brüche: bei 100 Urlaubsorten steht sie $1/10.000$; das ist wirklich nicht unmöglich. Ich könnte das unwahrscheinliche Zusammentreffen auch als Wink des Schicksals verstehen und es in diesem Sinn für signifikant halten. Das kann sich wiederum darauf auswirken, dass ich glaube, die Vorsehung hätte mir die Nachbarin zugeführt und ich müsse sie nun eigentlich heiraten. In diesem Sinne können Zufälle handlungsleitend sein, wenn einer Kontingenzerfahrung ein Koinzidenzgefühl innewohnt, das besagt, dass etwa aus einer zufälligen Begegnung eine Bedeutung für das künftige Handeln abgeleitet werden muss.

Wie wahrscheinlich ist es, dass ich mich auf einer Schiffsreise über den Atlantik – in Anbetracht zahlreicher Gelegenheiten, sich an Bord über den

Weg zu laufen – in eine junge Frau verliebe, die sich als meine eigene Tochter herausstellt, so erzählt in Max Frischs Roman ›Homo faber‹? Natürlich müssen dann Umstände vorliegen, die mich von meiner Tochter früh getrennt haben, denn sonst müsste ich sie ja erkennen. Oder wie wahrscheinlich ist es, dass ich bei einer Vorfahrtverletzung an einer Straßenkreuzung aus dem Auto steige und unversehens meinen eigenen Vater erschlage, den ich – blind vor Wut – ebenfalls nicht erkenne? Und dann, um mich abzu lenken, einer Frau nachstelle, in der ich meine eigene Mutter nicht erkennen kann, weil sie mich schon als Kind bei meinem Vater zurückließ, um einem Fremden zu folgen: So ein Malheur ist meinen Eltern auch schon lange zuvor prophezeit worden. Man erkennt die sehr unwahrscheinlichen Konturen des abgewandelten Ödipusmythos.

Man kann aus solchen Plots schon erahnen, dass Erzählen zum Teil dazu dient, höchst Unwahrscheinliches vor Augen zu führen. Die Konstruktionsform des Ödipusmythos – dass eine Prophezeiung durch den Versuch, ihr auszuweichen, wahrgemacht wird – weist nach Babylonien (vgl. Brednich 2004, Sp. 1387f.), und auch im alten Ägypten gibt es Anzeichen für eine Verbreitung solcher Erzählungen (Brednich 2004, Sp. 1387f. Außerdem Brunner-Traut 1982, Sp. 1107–1112). Die Konstruktionsform könnte mit dem Erzählen in frühen stadtartigen Ansiedlungen und Kulturen aufgekomen sein, wo man zum ersten Mal ein Gefühl für hohe Fallzahlen kontingenter Lebensläufe entwickeln mochte (einige Zehntausend Menschen arbeiteten am Bau der Cheopspyramide zusammen). Es ist in diesem Fall aber wohl eher nicht die numerische (Un-)Wahrscheinlichkeit, die hier zählt, sondern die paradoxe Konstellation gegenläufiger Faktoren, die das, was man zu vermeiden sucht, eben deshalb herbeiführt. Zu einem Plot, in dem Unwahrscheinliches mit verbaut wird, gehören also noch andere Konstituenten, z. B. die schon genannte Signifikanz eines Zufalls, wenn ein Zufall Glück oder Unglück in Relation zu einem vorausgehenden Handeln oder Wollen (oder seiner Negation) herbeiführt;⁵ wie beim Mörder des Mitys. Glück oder Unglück allein machen noch keine Erzählung aus, sie taugen

allenfalls zu einer Alltagserzählung. So hat Aristoteles in seiner ›Poetik‹ argumentiert, wir folgten einer Erzählung (bzw. einem Bühnen-Plot) bereitwillig, wenn jemand Glück oder Unglück verdient habe, nicht allerdings, wenn es sich um unverdientes Glück oder Unglück handele. Hat er sein Unglück – wie in der Tragödie – verdient, dann hat er etwas falsch gemacht (vgl. ›Poetik‹ 13 [1453a7–23]), so dass wir es hinzunehmen bereit sind. Es lässt dann Mitgefühl in uns aufkommen und erfüllt uns gleichzeitig mit Furcht und Schrecken.

Das Unwahrscheinliche kann allerdings auch unverdient und nur schrecklich sein, und dann ist es erleichternd zu wissen, dass es unwahrscheinlich ist. Nur wegen seiner Unwahrscheinlichkeit und seines Ausnahmestatus ertragen wir überhaupt entsprechende Erzählungen, nach Aristoteles auch nur wegen des hinzukommenden Fehlers. Es kann sich ebenso allerdings auch um unverhofftes Glück handeln. Die Geschichte eines Lottospielers, der ein Leben lang spielt und schließlich einen Jackpot knackt, böte ein lohnendes Sujet; aber auch hier eher erst, wenn es sich noch ins Gegenteil verkehrt: über eine absurde Volte seiner verbleibenden Monate nach dem Lottogewinn, nach denen er dann doch noch mittellos endet. Dies wäre unverdientes Unglück, das auch signifikant ist, wenn das Glück ihm vorausging.

Eine Signifikanz des Konterkarierens kann für das Erzählen einen Plot ergeben. Dabei folgte dem Glück das Unglück oder auch dem Unglück das Glück; auch dem Gewinn der Verlust und dem Sieg die Niederlage oder umgekehrt dem Verlust der Gewinn und der Niederlage der Sieg. Verdienst oder Fehler spielen hierbei keine Rolle, nur das Gegeneinander-Spielen der Umstände, das dann für den Plot zählt. Es fordert die Teilnahme des Rezipienten heraus, die freilich sehr unterschiedlich ausfällt, je nachdem ob nun Glück oder Unglück am Ende steht.

Es ist auffällig, dass das Erzählen auch unterhalb der Ebene der Plot-Konstruktion immer schon Motive pflegt, die höchste Unwahrscheinlichkeit ausspielen. Dies bindet offenkundig die Rezeption. Als Jesus Petrus an

den Strand schickt, um ihn zur Entrichtung der Tempelsteuer ein Vierdrachmenstück (einen Stater) aus dem Bauch eines Fisches holen zu lassen (Mt 17,24–27), ist das Motiv des von einem Fisch verschluckten Gegenstandes schon alt. Petrus findet das Geldstück tatsächlich – wie von Jesus vorausgesagt. Das Motiv erfordert zunächst nur, dass ein Protagonist etwas verloren hat – Geld, einen Schlüssel, einen Ring o. ä. –, was er in der Folge suchen geht. Die Umstände bringen es dann mit sich, dass das Verlorene ihm aus dem Bauch eines Fisches wieder in die Hand kommt. Bei den Unmengen an Plastik, die heute in den Weltmeeren treiben, wäre es gewiss nicht verwunderlich, einen Plastikdeckel aus dem Bauch eines Fisches zu holen; aber es gehört zu den Wundererzählungen, die in den Evangelien um das Handeln Jesu herum versammelt worden sind, dass jenes Geldstück wie von Jesus vorausgesagt und dabei passend zum gegebenen Anlass und Zeitpunkt auftaucht.

Stith Thompson hat das Motiv in seinem Motif-Index zur narrativen Folklore unter die Rubrik ›The good gifts of fortune‹ (= N 200) gestellt und dahingehend spezifiziert, dass (oft: verlorene) Dinge im Fischbauch (wieder)gefunden werden (= N 211; Thompson 1955–1958). Prominent ist die bei Herodot wiedergegebene Geschichte vom Ring des Polykrates (Herodot 3,40–43 = ATU 736A [Uther 2011] und N 211.1), die allerdings eine andere Wendung nimmt: Polykrates wirft seinen wertvollsten Ring ins Meer, um nicht den Neid der Götter herauszufordern. Doch der Ring kehrt in einem ihm servierten Fisch zu ihm zurück und zeigt das ihm bevorstehende Unheil an (zu Herodot 3,40–43 vgl. Brednich 2000, vgl. insbesondere auch Künzig 1972 sowie Engemann 1969, Sp. 1010f. und 1041f. mit vielen weiteren Stellennachweisen). Im Mittelalter dient das Motiv im Gegenteil – und in christlicher Umdeutung⁶ – dem wunderhaften Ausweis der Heiligmäßigkeit eines Legendenheiligen (ATU 933, dazu auch Tubach 1969; vgl. weitere Hinweise bei Günther 1949, S. 80f.), so bei dem fiktiven Gregorius in Hartmanns von Aue ›Gregorius‹ (ca. 1190), der von dem Felsen auf einer Insel, wo er sich zur Buße für seinen Inzest angekettet und den Schlüssel

ins Meer geworfen hat, nur losgeschlossen werden kann, weil der Schlüssel aus dem Bauch eines Fisches wieder auftaucht.⁷ Die im Motiv kondensierte Wunderhaftigkeit oder absolute Außeralltäglichkeit besteht darin, dass ein derartiges Zusammentreffen von Umständen nach aller Erfahrung ausgeschlossen ist bzw. unmöglich. Deshalb kann das Motiv eine signifikante Form bereitstellen, eine Person zu etwas zu bestimmen oder sie als heilig auszuweisen. Außerdem kann es Schicksalsfügungen begleiten, deren unabwendbares Eintreffen es anzeigt.

Die Erzählfolklore ist von solcher Art Motivik übersät. Ein wichtiger Brief würde hier sein Ziel auch erreichen, wenn man ihn an einen Luftballon bände oder in einer Flasche ins Wasser wüf, indem man dem Zufall vertraute, anstatt ihn mit dem Boten zu schicken. Anders gilt es schon im Volksglauben, zufällige Koinzidenzen feststellen und deuten zu können, nachdem zwei Ereignisreihen sich kreuzen, zwei Ereignisse bedeutsam zusammengefallen sind oder zweierlei zusammenkommt (Beispiele bei Wuttke 1900, S. 193–229).⁸ Denn daraus lassen sich Informationen gewinnen und/oder Handlungen ableiten. So sehr etwa Doppelgänger ein Faszinosum darstellen, das wiederum schon der Volksglaube als Ähnlichkeitskoinzidenz verbucht,⁹ so sehr macht es schon nachdenklich, wenn zwei Menschen sich treffen und feststellen, dasselbe erlebt zu haben. Es versetzt das Erlebte in einen Stand höherer Verbindlichkeit und die beiden Menschen in eine besondere Beziehung zueinander.

In diesem Sinne sind Träume mit demselben Inhalt in der Antike verbreitet. Der Inhalt ist dabei bereits eingetreten, er tritt noch ein, oder sein Eintreten muss herbeigeführt werden – dann handelt es sich um eine höhere Weisung. Bezeichnend ist ein bei Livius erzählter Fall aus dem Jahr 340 v. Chr. (>Ab urbe condita<, VIII 6, 9–11), wo zwei römische Konsuln sich vor einer bevorstehenden Schlacht denselben Traum mitteilen und einer von ihnen das Gelübde einer Selbstopferung daran bindet, um den Schlachtausgang zu beeinflussen (Latte 1967, S. 125). Er führt es aus, und die Römer siegen (>Ab urbe condita<, VIII 9,2–10,8). Korrespondierende

Träume begegnen nicht selten in der antiken Literatur,¹⁰ auch in der Apostelgeschichte (Apg 9,10–16; 10,1–11) und dann in einigen Apostelakten (vgl. Söder 1932, S. 171–180).¹¹ Noch in Hartmanns ›Gregorius‹ wird Folgendes erzählt: Als der Papst stirbt und ein neuer Papst gesucht wird, erscheint zwei römischen Bürgern derselbe Traum mit der Weisung, nach Gregorius zu suchen. So machen sie sich auf den Weg, um ihn zu finden und – durch weitere Zufälle gelenkt – nach Rom zu holen (vgl. ›Gregorius‹, V. 3137–3208).¹² Eine Konjunktion oder Koinzidenz zweier Ereignisse oder Erscheinungen – das zweimalige Erscheinen desselben Inhalts – bildet sich in den Träumen ab, und eine solche Koinzidenz ist immer bezeichnend und signifikant. Deshalb kann daraus etwas geschlossen werden, insbesondere das Eintreten in den Träumen vorbezeichneter Ereignisse, oder es kann sich eine umso dringlichere Weisung mit den Träumen verbinden.

Besonders beschäftigt es Menschen, wie sie einen Partner finden, um die Liebe zu entdecken oder eine Familie zu gründen. Deshalb trifft man die spätere Geliebte oder Ehefrau zufällig auf den Malediven, auch wenn sie um die Ecke wohnt. Umgekehrt wählt man eben nicht die aus, die um die Ecke wohnt. Man sieht es gern, wenn die Findung koinzidentuell begleitet wird, wo die Begegnung nicht selbst schon eine auffällige Koinzidenz darstellt. Eine Koinzidenzerfahrung ist die kleinere Schwester der Kontingenzerfahrung. Warum sollte die Geliebte/Ehefrau nicht die sein, von der man zufällig ein auffälliges Haar – goldblond und lang – findet? Nur: Wie findet man die Trägerin des Haars, die es verlor? Dem Zufall schließt sich die Zufallsfügung an: Die Erzählung erreicht es, dass dieses Unmögliche dennoch möglich wird: Man sucht und findet schließlich die Trägerin des Haars (= T 11.4.1 nach Thompsons ›Motif-Index‹). Dass dies aber möglich geworden ist, macht den unglaublichen Vorgang wieder signifikant. Oder ein Sehnsüchtiger träumt von einer Frau und träumt so intensiv von ihr, dass er ihr Bild nicht vergisst und sich auf die Suche nach ihr macht, bis er sie findet (so erzählt bei ›Wilhelm von Österreich‹, V. 693–1622).¹³ Oder zwei Liebende wurden im selben Augenblick am selben Ort geboren, und ihre

Zusammengehörigkeit wird noch dadurch unterstrichen, dass sie auch im selben Augenblick sterben und ins selbe Grab gelegt werden (so erzählt bei ›Flore und Blanscheflur‹, V. 347–353 und V. 7888–7895).

Die Liebe zu der Frau, deren Haar man gefunden hat, begegnet schon in einer der ältesten aufgezeichneten Erzählungen der Menschheit überhaupt, in dem im 13. Jahrhundert v. Chr. aufgezeichneten ägyptischen Brüdermärchen, in dem der Pharao eine über das Meer nach Ägypten getriebene Haarlocke findet und nach der Frau, die sie verlor, über das Meer hin suchen lässt.¹⁴ Die Erzählung ist deutlich literarisiert,¹⁵ aber noch weit entfernt davon, solche Motive zu tilgen, die jede Wahrscheinlichkeit forciert riskieren.

Nach der Stofftradition des ›Tristan‹ Gottfrieds von Straßburg (vor 1210) gewinnt König Marke seine Braut Isolde mittels eines goldblonden Haares, das zwei Schwalben in seinem Saal verloren hatten. Marke findet es und will unbedingt das zum Haar gehörende Mädchen als Braut; er schickt aus, sie zu finden, so erzählt es etwa Eilhart von Oberge im ›Tristrant‹ (ca. 1170; ›Tristrant‹, V. 1381–1472.). Tatsächlich wohnt das Mädchen in Irland, hunderte Kilometer von Cornwall entfernt. Weder hätte sich aber nun – so Gottfried von Straßburg in seiner neu erzählten Version des Tristanstoffs – eine Schwalbe in Cornwall das Material für ihren Nestbau aus Irland geholt, noch hätte Marke auf gut Glück eine Werbungsgesandtschaft ohne Angabe des Ziels und nur mit einem Haar versehen auf das Meer geschickt (vgl. Tristan, V. 8605–8632.). Buchmäßiger Dichtung sei ein solcher Erzähzug nicht würdig: *waz rach er an den buochen, / der diz hiez schrîben unde lesen?* (›Was tat er der gelehrten Buchdichtung an, der so etwas aufschreiben und lesen ließ‹, ›Tristan‹, V. 8626f.). Denn, so mag man ergänzen, derartige Fabeleien des Volksmundes verdienen nicht, ernst genommen und aufgeschrieben zu werden. So taugt auch schon das Schicksal des Mörders von Mityls nicht zu einem Plot, auch wenn hier – wie Aristoteles es verlangt – ein Ausgleich der Tat schlüssig auf den Mord folgt, wenn auch kontingent. Eine Buchversion muss wahrscheinlicher motivie-

ren: Tristan war ja schon einmal in Irland und pries Isolde bereits an Mar-kes Hof – Marke hat also schon von Isolde gehört, und Tristan weiß, wie er sie finden kann. So erzählt es Gottfried (nach seiner Quelle Thomas von Britanje) und vernichtet mit seinen Ansprüchen an wahrscheinliches Erzählen und mit dem nunmehr wahrscheinlich motivierten Erzählzug die Logik volksläufigen Erzählens (vgl. zu Gottfrieds Wahrscheinlichkeitsansprüchen Chinca 1993, S. 92–97; zur diskutierten Stelle S. 94f.). Diese schafft immer wieder Zufallsfügungen der Ereignisse, ohne dass die Zufälligkeit dabei direkt thematisch wird, obwohl es sich aus rationalisierter Sicht um eine solche handelt (vgl. Boden 2014, Sp. 1406f.) – so wie bei der Konstruktion des Ödipusmythos in den Versuch, das Schicksal zu umgehen, unwahrscheinliche Zufallsfügungen eingebaut sind, so im Fall der wunderbaren Brautgewinnung.

Das Faszinosum entsprechender Erzählungen oder Erzählzüge trifft irgendwann auf Ungläubigkeit, und das zeigt, dass Ansprüche an wahrscheinliche Plots und an eine möglichst nur geringfügige Abweichung von Umständen, wie man sie aus dem Alltag kennt (zu diesem Prinzip Ryan 1991, S. 48–60), eine neue Qualität erreicht haben. Im Rahmen eines wie immer rationalen Erzählens werden derartige Motive nicht mehr geduldet und getilgt (vgl. Gerndt 2011, Sp. 247–250); Gottfried führt das exemplarisch vor Augen. Doch ganz tilgen lassen sich unwahrscheinliche Ereignisse und Begegnungen nicht, die sich dem Zufall an die Seite stellen und die unter Menschen die Bedeutung eines Schicksalswinks bekommen können oder gleich das Schicksal selbst bedeuten. Denn Erzählen lebt natürlich vom Zufall bzw. von einem Kontingenzmoment,¹⁶ und Plot-Unwahrscheinlichkeit bleibt sein Lebenselixier. Wie am Knacken des Lotto-Jackpots zu sehen war, dass menschliche Lebensumstände hohe Fallzahlen erwarten lassen, so kommt eben auch das Unwahrscheinliche vor; einen gibt es immer, dem es zustößt. Und gerade das ist erzählenswert. Es kann sogar zur Leitorientierung des Handelns erhoben werden. Im mittelalterlichen Artusroman ist der Zufall

nicht nur in die Plot-Konstruktion integriert, sondern innerhalb der erzählten Welt auch in die Handlungsplanung der Protagonisten, die auf Aventure ausreiten und aus der zufälligen Begegnung mit einem unbekanntem Gegner oder mit dem überhaupt noch Unbekanntem ihre Lebensgeschichte ableiten.

Schaut man die Geschichte des Erzählens entlang, dann steigt allerdings irgendwann der Anspruch, nicht nur das Unwahrscheinliche zu tilgen, sondern es, wenn schon, dann zumindest wahrscheinlich zu erzählen. Der Ödipusmythos macht dazu wenig Anstalten – immerhin wächst Ödipus im Kithairon-Gebirge und nicht bei seinen Eltern auf und kann sie deshalb später nicht erkennen. So wird die schreckliche Bewahrheitung der Prophezeiung des Orakels von Delphi überhaupt erst möglich. Eine kleine Abänderung brächte hier einen ganz anderen Plot hervor. Wüchse Ödipus bei seinen Eltern auf, die die fatale Prophezeiung missachtet hätten, und würde diese Prophezeiung wahr, so müsste eine Erzählung etwa zeigen, was Laios und Iokaste in der Erziehung ihres Sohnes falsch gemacht hätten oder welche Verderbnis das Leben in der Persönlichkeit des Ödipus herbeigeführt hätte. Der Plot erhielte eine Form, die nicht mehr mittels einer unwahrscheinlichen Koinzidenz von Ereignissen abgebildet werden könnte. Wahrscheinlichkeit wäre dann anders zu fassen.

Aber auch die unwahrscheinliche Koinzidenz von Ereignissen lässt sich wahrscheinlich erzählen. So müht sich Max Frisch, seinen unwahrscheinlichen Fall (s. o.) dem Leser mit allen Mitteln wahrscheinlichen Erzählens nahezubringen: Der Ich-Erzähler Walter Faber ist von seiner Persönlichkeit her darauf angelegt, dass ihm ein solches Missgeschick zustoßen könnte, ja auf fatale Weise gerade zustoßen muss; er ist ein Macher, der hintergründigen Prozessen im Leben keinen Wert beimisst. Er ahnt zwar, dass etwas im Schwange ist, muss sich aber am Ende doch selbst eingestehen: »Es ist kein zufälliger Irrtum gewesen, sondern ein Irrtum, der zu mir gehört (?) wie mein Beruf, wie mein ganzes Leben sonst.« (>Homo faber<,

S.169f.) Der höchst unwahrscheinliche Fall wird hier durch wahrscheinliches Erzählen pariert: in einem narrativen Experiment, dem sich Gottfried von Straßburg in seinem ›Tristan‹ nicht aussetzen mochte. Wie auch sollte man es noch plausibel darstellen, dass jemand die Trägerin eines aufgefundenen Haars ausfindig zu machen sucht, um sie zu heiraten. Heute müsste man es denn schon mit polizeilichen Ermittlungstaktiken auf der Höhe der Zeit kombinieren und etwa den Ermittler dazu bestimmen, einem Haar anzuhängen.

Hier sind nun aber zwei Wahrscheinlichkeitsbegriffe ins Spiel geraten, die auseinandergehalten werden müssen. Da ist einmal das, was erzählt wird: das Ereignis, der Fall oder der Plot. Oft ist es auch eine Kette von Ereignissen. Ein wirklich mögliches Ereignis – bestehend aber aus einer unwahrscheinlichen oder zufälligen Koinzidenz verschiedener Umstände – oder eine unwahrscheinliche Ereigniskette wird dazu in den Plot aufgenommen, und der Plot gibt es/sie nur wieder oder erzählt es/sie, so dass der Unterschied zwischen wirklichen Ereignissen und dem, was im Plot aufgenommen ist, nicht besonders hervorsticht. Natürlich werden nur bestimmte und eben unwahrscheinliche Ereignisse ausgewählt, und der Plot fügt ihnen einen detaillierten Verlauf hinzu. Aber man würde den Unterschied zwischen wirklichen Ereignissen und dem im Plot Erzählten nicht beachten und also nicht sagen, dass es – soweit überhaupt Wiedergabekonventionen befolgt werden – wirkliche Ereignisse gibt und Plot-Ereignisse, sondern man würde die Plot-Ereignisse umgehend zu wirklichen Ereignissen umdenken. Man kann hierfür von einer Was-Wahrscheinlichkeit sprechen oder von einer Plot-Wahrscheinlichkeit. Beides liegt nicht weit auseinander, und man kann in beiden Fällen gleichermaßen und unterschiedslos danach fragen, ob das erzählte Ereignis der Wahrscheinlichkeit nach passieren könnte/würde.

Für das Erzählen spielt aber auch noch eine Rolle, wie etwas erzählt wird, und hierbei treten Wahrscheinlichkeiten weiter auseinander. Wenn sich schon für die Wirklichkeit die Frage stellt, wie etwas eintreten kann,

dann kann man auch hier fragen: Wie kann es dazu kommen, dass ein Sohn, den seine Eltern liebevoll erzogen haben, den Vater umbringt und mit der Mutter ein Liebesverhältnis beginnt; wie kann ein Vater sich, obwohl er irgendwie ahnt, dass er seiner Tochter begegnet ist, auf ein Liebesverhältnis mit ihr einlassen; wie kann ein Ermittler ein Haar fetischisieren, das ihn in ein Verhältnis zu einer Täterin bringt, usw.? Für das Erzählen bedeutet(e) es nun aber eine besondere Herausforderung, solche Umstände wahrscheinlich zu machen. Hier bekommt man es mit einem anderen Wahrscheinlichkeitsbegriff zu tun, und hier wird sehr viel stärker darauf geachtet, was eine Erzählung dafür tut, dass etwas wahrscheinlich erscheint. Es ist die Arbeit des Erzählens, die dann zählt.

Zunächst sind allerdings erst einmal die Wahrscheinlichkeitsbegriffe zu differenzieren. Ich will also 1. von Was-Wahrscheinlichkeit (und daran anknüpfend von Plot-Wahrscheinlichkeit) sprechen: dabei geht es darum, ob etwas überhaupt bzw. mit welcher Wahrscheinlichkeit es überhaupt geschehen kann. Bei der anderen Form von Wahrscheinlichkeit, die ich 2. Wie-Wahrscheinlichkeit nenne, geht es darum, ob bzw. mit welcher Wahrscheinlichkeit etwas auf diese Weise geschehen kann. Dem entspricht ungefähr der Unterschied zwischen Ereignissen einerseits und Veränderungen von Zuständen oder Eigenschaften andererseits: Was ist passiert, und liegt ein derartiges Ereignis im Bereich des Wahrscheinlichen? Und andererseits: Kann etwas – eine Situation, eine Materialeigenschaft, menschliches Handeln und Erleben o. ä. – von diesem Zustand in jenen Zustand übergehen oder diese vorher nicht sichtbare Eigenschaft offenbaren? Die Unterscheidung ist nicht ganz trennscharf; und auch beim Erzählen können sich Plot- und Wie-Wahrscheinlichkeit überlagern. Die eine Art von Wahrscheinlichkeit lässt sich ggf. auch in der anderen reformulieren. So lassen sich Entwicklungen und Veränderungen von Zuständen und von Eigenschaften auch unter dem Gesichtspunkt ihrer (dann ereignishaften) Häufigkeit betrachten. Ich vernachlässige solche Umstände im Folgenden.

2. Was-Wahrscheinlichkeit, Wie-Wahrscheinlichkeit und die poetische Darstellung nach Aristoteles

Beide Formen der Wahrscheinlichkeit stellen bereits Alltagskonzepte dar, da man schon hier zwischen Ereignissen und Veränderungen von Zuständen oder Eigenschaften unterscheidet. Denn wie ein Gegenstand, ein Stoff oder ein Lebewesen mit bestimmten Eigenschaften oder Dispositionen sich unter gegebenen Bedingungen verhalten, unterliegt immer schon der Beobachtung. Dabei wird etwa die Eigenschaft/Disposition zu ihrer Manifestation ins Verhältnis gesetzt.¹⁷ In der Materialprüfung hat man es z. B. damit zu tun, unter wieviel Druck oder Spannung ein poröses Material zerbricht oder reißt. Dispositionen wie Porosität zeigen oder manifestieren sich unter Beanspruchung. Dazu lässt sich in Probeläufen mit Messungen von Messwerten eine gradier- oder skalierbare Wahrscheinlichkeit ermitteln. Im einfachsten Fall wird sie alltagssprachlich mittels bloßer Steigerung oder Steigerungsadverbien angegeben. Ist ein Material porös, so verliert es ab einem bestimmten Verhältnis von Schüttdichte und Reindichte seine Festigkeit und reißt oder bricht. Diese Betrachtungsweise lässt sich auch auf Menschen übertragen: Durch traumatische Erfahrungen nimmt die Psyche eines Menschen Schaden, und er erleidet posttraumatische Belastungsstörungen. Es sind dann auch bestimmte, charakteristische Umstände, die einen aufbrausenden Menschen in Wut geraten und jemanden töten lassen. Wer eine problematische Kindheit hatte und leicht erregbar ist, wird unter steigender Belastung mit steigender Wahrscheinlichkeit einen Wutausbruch haben; wer neidisch ist, wird andere Menschen nicht besonders achten und abschätzig behandeln, so dass er wiederum bestimmte Reaktionen auslöst, usw. Hierzu richtet man keine Probeläufe mit Messungen ein, sondern sammelt Erfahrungen. Wie eine Monarchie zu einer Demokratie und diese wieder zu einer Autokratie wird, bedarf historischer Erfahrungen, die man bei Zeitzeugen ausgraben muss, und es bedarf der Erklärungsansätze, die man vorbringen kann, ohne Wahrscheinlichkeitswerte noch wirklich

stichhaltig ins Feld führen zu können. Solche Beispiele sollten aber klarstellen, dass Wie-Wahrscheinlichkeit unablässig erwogen und doch ganz anders angegangen wird als Was-Wahrscheinlichkeit.

Vermutlich hat schon Aristoteles die Unterscheidung von Was- und Wie-Wahrscheinlichkeit annähernd parat gehabt, auch wenn die numerische bzw. statistische Berechnung der Was-Wahrscheinlichkeit erst eine Entdeckung der Neuzeit darstellt. In der ›Ersten Analytik‹ heißt es: »Wovon man weiß, dass es meistens (ὡς ἐπὶ τὸ πολλὸν; ›auf die meisten Fälle hin‹) so geschieht [...], das ist wahrscheinlich (εἰκὸς).«¹⁸ Hier wird implizit auf die Zahl der Fälle abgehoben, obwohl Aristoteles an eine numerische Angabe noch nicht entfernt denkt, sondern wohl vielmehr die Quantoren ›keiner‹, ›einige‹, ›viele‹, ›alle‹ dabei im Kopf hat.¹⁹ In der ›Poetik‹ greift er diese Bestimmung allerdings nicht auf, sondern bewegt sich eher in Richtung einer Modalitätenstufung, wenn er sagt, dass der Dichter nicht darstelle, was wirklich geschehen sei, sondern dass er die möglichen Dinge/ das Mögliche gemäß dem Wahrscheinlichen oder Notwendigen (τὰ δυνατόν κατὰ τὸ εἰκὸς ἢ τὸ ἀναγκαῖον) darstelle (vgl. ›Poetik‹, Kap. 9 [1451a36f.]). Danach kann – wenn man es auseinandernimmt, leicht ergänzt und in einer Skala anordnet – etwas poetisch Dargestelltes 1. unmöglich (ἀδυνατόν) sein; 2. nur möglich (δυνατόν) sein, aber nicht gleich auch wahrscheinlich; es kann 3. möglich und wahrscheinlich (δυνατόν κατὰ τὸ εἰκὸς) sein, und es kann 4. möglich und dabei sogar notwendig (δυνατόν κατὰ τὸ ἀναγκαῖον) sein.

Analog zum logischen und modallogischen Quadrat ließe sich auch ein Quadrat mit den Eckpunkten ›sicher‹ (= 1/1-wahrscheinlich), ›ausgeschlossen‹ (= unmöglich, d. h. geringer als 1/1.000.000-wahrscheinlich), ›wahrscheinlich‹, und ›nicht sicher‹ (= nicht unwahrscheinlich bzw. recht wahrscheinlich) konstruieren:²⁰

Alle x sind F

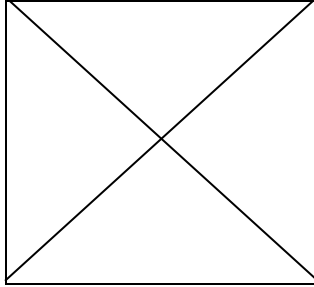
Es ist notwendig, dass p

Es ist sicher, dass p

Kein x ist F

Es ist unmöglich, dass p

Es ist ausgeschlossen, dass p



Es ist wahrscheinlich, dass p

Es ist möglich, dass p

Einige x sind F

Es ist nicht sicher, dass p

Es ist nicht notwendig (kontingent), dass p

Nicht alle (Viele) x sind F

Wahrscheinlichkeit stellt eine Gradierung des Möglichen dar und ordnet sich dieser Modalität unter. Unabhängig davon lässt sie sich an die Quantoren ›einige‹ und ›viele‹ binden, wenn man an einzelne Fälle denkt. Doch dies bezieht Aristoteles bei seinen Vorschlägen zu Plots in der ›Poetik‹ nicht mit ein; deren Wahrscheinlichkeit macht er nicht zum Thema. Es ist in der ›Poetik‹ gleich im Anschluss an die Modalitätenstufung die Rede davon, dass ein in einer Dichtung dargestellter Mensch von bestimmter Beschaffenheit etwas sagt oder tut »gemäß dem Wahrscheinlichen oder Notwendigen«: Hierbei ist offenkundig nicht an eine Zahl von Fällen gedacht, sondern an etwas, was sich mit dem dargestellten Menschen bzw. mit seiner Darstellung mehr oder weniger gut verträgt.²¹ Es kommt also ein anderer Wahrscheinlichkeitsbegriff zum Zuge – Aristoteles meint so etwas wie Wie-Wahrscheinlichkeit, die er auf die poetische Darstellung bezieht (vgl. auch den Kommentar in ›Poetik‹ [Schmitt], S. 376–397). Begriffe wie Stimmigkeit, Glaubwürdigkeit und Plausibilität gehören hierher, die er z. T.

auch gebraucht. Ich verstehe Wahrscheinlichkeit als Oberbegriff (vgl. Zantwijk 2009, Sp. 1287f.), und Stimmigkeit (der Darstellung) etwa wäre demnach eine Variante von Wie-Wahrscheinlichkeit. Was-Wahrscheinlichkeit fällt für Aristoteles nicht in den Verantwortungsbereich einer Dichtung, die Dichtung wählt nur und konstruiert nicht den Plot.

Dabei muss grundsätzlich auseinandergehalten werden, ob beide Arten von Wahrscheinlichkeit auf die Wirklichkeit oder auf eine poetische Darstellung bezogen werden, d. h. ob ein wirkliches Ereignis oder ein Plot wahrscheinlich erscheint und ob eine Veränderung eines Zustandes bzw. das Offenbarwerden einer Eigenschaft oder seine poetische Darstellung wahrscheinlich erscheint (auf Besonderheiten der poetischen Darstellung komme ich in Kap. 4 zurück):

[Wahrscheinlichkeit]	Wirklichkeit	Poetische Darstellung
Was	Wahrscheinliches Ereignis (Was-Wahrscheinlichkeit)	Plot-Wahrscheinlichkeit
Wie	Wahrscheinliche Zustandsveränderung (Wie-Wahrscheinlichkeit)	Wie-Wahrscheinlichkeit der poetischen Darstellung

Bei der Wie-Wahrscheinlichkeit in der poetischen Darstellung wird die Darstellung/Erzählung vor allem unter dem Gesichtspunkt betrachtet, wie sich etwa jemand mit bestimmten Charakterzügen, Fähigkeiten, Wünschen und Annahmen bzw. wie sich etwas mit bestimmten Eigenschaften oder Dispositionen verhält oder wie ein Vorgang/Zustandswechsel verläuft. Dies würde man sicher nicht gleich auf statistische Wahrscheinlichkeit zurückführen, sondern Erfahrungswerte veranschlagen. Auf dieser Ebene argumentiert Aristoteles, wenn er von der Wahrscheinlichkeit in der Dichtung spricht. Auf den Plot bezogene Wahrscheinlichkeit zieht er nicht in Erwägung, auch wenn er es nach der Bestimmung des Wahrscheinlichen in der

›Ersten Analytik‹ und der ›Rhetorik‹ hätte tun können. Auch hätten seine Beispiele, darunter der Ödipusmythos, ihn darauf führen können, dass ein derartiges Geschehen und vergleichbare Verläufe in Tragödien nicht immer sehr wahrscheinlich sind. Doch scheint Aristoteles hier auf die für die Bühne eingerichtete Charakterdarstellung und ihre Glaubwürdigkeit fixiert. Der Plot selbst zählt dabei nur als Herausforderung für die wie-wahrscheinliche Darstellung.

3. Mit Unwahrscheinlichkeit erkaufte Rezeptionswirkungen des Erzählens

Auch wenn die Forderung nach einem Abbau gänzlich unwahrscheinlicher Plots einerseits und nach einer (wie-)wahrscheinlichen Darstellung andererseits irgendwann für das Erzählen verbindlich wird, um es der Wirklichkeit enger anzupassen, gelingt es nicht leicht, ihr ganz zu entsprechen. In der vormodernen Dichtung begegnen – wie auch heute noch in der Schemaliteratur und im Film – Plots wie auch bestimmte Konstruktionselemente von Plots, die zwar die emotionale und auch kognitive Teilnahme der Rezipienten abrufen, die aber auch mit einiger Unwahrscheinlichkeit erkaufte sind. So verlieren sich im antiken Roman Liebende oder Familienmitglieder durch Ungeschick aus den Augen, um sich erst nach vielen Jahren zufällig wiederzutreffen.²² Schon in der Erzählfolklore ist das Schema von Trennung und Sich-Wiederfinden verbreitet. In der vormodernen Welt dürfte die Trennung von Familienmitgliedern oder von der Ehefrau oder Geliebten einen hohen Gefühlswert besessen haben, da man den Familienkreis nicht so leicht verließ und ihn dann, wenn man ihn verlor, nicht so leicht vergaß. Die Josephsgeschichte aus der biblischen ›Genesis‹ zeigt das recht schlagend. Im bereits genannten ›Zweibrüdermärchen‹ richten die Brüder füreinander ein Lebenszeichen ein, um sich mitteilen zu können, ob sie noch am Leben sind (vgl. Roth 1996, Sp. 841f.). Ihre Trennung geht mit der Hoffnung einher, sich wiederzusehen. Nach langer Trennung erkennen

sich dann getrennte Verwandte oder Liebende bei der Wiederbegegnung oft nicht gleich, sondern bedürfen der Wiedererkennungszeichen (vgl. Wehse 1984, Sp. 180–194) oder der Mitteilung. Eine hinausgezögerte Anagnosis bewirkt aber größtmögliche Rührung.

An den Zeichen der Wiedererkennung lässt sich ein steigendes Anspruchsniveau an wahrscheinliches Erzählen ablesen: Volksläufig ist z. B. der in einen Trinkbecher geworfene Ehering des heimkehrenden Ehegatten (vgl. Wehse 1984, Sp. 182), im Roman – auch schon in der Josephsgeschichte – bedarf es dagegen der Figurenerzählung(en), an der/denen der Ehegatte oder Geliebte oder auch der Sohn oder die Tochter wiedererkannt werden;²³ ein Ring oder ein materielles Zeichen wird nicht mehr akzeptiert.

Zum Wiedererkennen lassen sich Fälle des Nichterkennens stellen: Im mittelalterlichen Erzählen stellt die Substitution von Personen ein häufiges Konstruktionselement von Plots dar: Sie verkleiden sich oder werden in der Nacht im Ehebett untergeschoben (zur Substitution in der Ehe vgl. Witthöft 2016, Kap. IV). Es ist an sich nicht sehr wahrscheinlich, dass man jemanden, den man kennt, nach einiger Beobachtung nicht wiedererkennt – sei es auch im Dunkeln oder wenn er sich verstellt oder verkleidet. Solche Bauelemente reichen ebenfalls in die Erzählfolklore zurück (vgl. Friede 2014, Sp. 59–66; Köhler 1987, Sp. 686–691). Auch hierbei geht es, wenn auch auf andere Weise, um das Erkennen bzw. das Nichterkennen von Personen. Oft steht die Substitution im Kontext einer List. Der kurze Plot besteht im Gelingen der List, doch ist das Gelingen der zugehörigen Täuschung eben auch recht unwahrscheinlich. Obwohl Gottfried von Straßburg sich in seinem ›Tristan‹ über unwahrscheinliche Erzählzüge des volksläufigen Erzählens empört (s. o.), bringt er einen solchen Erzählzug – die Substitution einer Person – mit der Unterschiebung Brangänes in König Markes Hochzeitsnacht selbst zum Einsatz. Marke fällt dabei nicht auf, dass er in aufeinander folgenden Nächten zwei verschiedene Frauen im Bett hat, in der ersten Brangäne, die noch Jungfrau ist, und in der zweiten erst Isolde, die ihre Jungfräulichkeit schon an Tristan verloren hat und damit nicht auffliegen

sollte. Auch eine Reihe anderer, aus der Erzählfolklore stammender absolut unwahrscheinlicher Erzählzüge kann Gottfried nicht tilgen. Vielleicht verwahrt er sich deshalb ein weiteres Mal gegen Erzählepisoden, die ihm als bloße Fabeleien erscheinen (*die fabeln, die hier under sint, / die sol ich werfen an den wint*), um stattdessen Episoden auszuwählen, die Glaubwürdigkeit beanspruchen können (vgl. V. 18459–18470. Siehe dazu Glauch 2005, S. 54f.)²⁴ Sein gelegentliches Opponieren stellt ein deutliches Indiz dafür dar, dass literarisches Erzählen sich mit einer eigenständigen Entfaltung von Plots vom mündlichen wie von einem inkonsequent literarisierten Erzählen abzusetzen sucht, auch wenn es dessen Konstruktionselemente immer noch nicht vollständig abwerfen kann. Ein zentrales Abgrenzungsmerkmal bildet dabei die Wahrscheinlichkeit des Erzählens.

Es ist naheliegend, dass Gottfried auch die Rezeptionswirkung literarischen Erzählens in Mitleidenschaft gezogen sieht, wenn die Wahrscheinlichkeit verletzt wird, da er in besonderer Weise bestimmte Leser und Hörer im Auge hat, die er rhetorisch versiert zur Identifikation mit seinen Protagonisten bringen will. Gerade in Rücksicht auf die Rezeption fordert auch schon Aristoteles Wahrscheinlichkeit der poetischen Darstellung: Schrecken und Empathie oder Mitleid werden nicht hervorgerufen, wenn der Charakter einer Figur in einer Tragödie unwahrscheinlich und unglaubwürdig dargestellt ist. Weil der Wahrscheinlichkeitsbegriff hier auf eine poetische Darstellung bezogen ist, kommen Aspekte poetischer Wie-Wahrscheinlichkeit wie Glaubwürdigkeit, Stimmigkeit u. a. m. ins Spiel. Aristoteles gibt mit seinen Überlegungen einen deutlichen Fingerzeig, dass Rezeptionswirkung und Wahrscheinlichkeitserwartung bei der Rezeption von Literatur verkoppelt sind. Das verhält sich allerdings nicht nur so, wie er es fordert, sondern vielfach durchaus auch gegenteilig. Denn sehr oft führt der Vorrang der Rezeptionswirkung gerade auch dazu, dass Wahrscheinlichkeit flagrant verletzt wird.

Wenn ein Plot nicht nur darauf angelegt ist, Schrecken und Mitleid auszulösen, sondern uns etwa eine Liebesgeschichte nahebringen will, dann

wollen wir gern, dass die Liebenden ›sich bekommen‹ und auch nach einer Trennung wieder zusammenfinden, und verzeihen einem Plot sehr bereitwillig, wenn er sich dazu erheblicher Unwahrscheinlichkeiten bedient. Die Trennung und das Wiedersehen und -finden sind Bestandteile des Plots, beides ist ereignishaft. So etwas kann vorkommen, auch wenn der Schematismus etwa im antiken und mittelalterlichen Liebesroman so regelmäßig ausgespielt wird, dass die Plot-Wahrscheinlichkeit hier gewissermaßen reflexiv wird, weil man erwarten kann, dass es im Roman immer so kommt, während es in der Wirklichkeit nur im Ausnahmefall so kommt. Im Zuge der empathischen Teilnahme am Handlungsverlauf wollen wir aber ebenso, dass die Liebenden nach langer Trennung ihre Liebe nicht vergessen haben oder nach Querelen von ihrer Liebe nicht abrücken, auch wenn sie einander unter normalen Umständen vielleicht schon vergessen, sich längst getrennt und einen anderen Partner gesucht hätten. Ihr Festhalten an der Liebe gehört aber auf die Seite der Wie-Wahrscheinlichkeit: Die Liebe erweist sich dabei als belastbar und beständig. Auch beständige Liebe kann vorkommen, obwohl wiederum auch hier der Schematismus die Beständigkeit fordert. Unser Wunsch ist der Vater der gedanklichen Begleitung der Handlung, die vom antiken Liebesroman bis in den modernen Liebesfilm dann aber doch von Unwahrscheinlichkeiten nur so strotzt – von Unwahrscheinlichkeiten sowohl des Was (was passiert), also der Ereignisseite, als auch des Wie (wie ist oder verändert sich etwas), also der Seite der Veränderung von Zuständen oder Offenbarwerdung von Eigenschaften. Solche Unwahrscheinlichkeiten stören uns bei der Rezeption kaum. Eine Beschränkung vorrangig auf die Tragödie hat Aristoteles dazu geführt, auf einer Wahrscheinlichkeit überhaupt zu insistieren. Denn Schrecken und Mitgefühl kann eine unglaubwürdige Tragödienfigur beim Rezipienten nur schlecht aufkommen lassen, das Glück zweier Liebender bringt uns dagegen leicht darüber hinweg, dass sie unglaubwürdig dargestellt werden oder ihnen etwas arg Unwahrscheinliches zustößt.

Das lässt sich verallgemeinern: Überall, wo bestimmte Erwartungsmodalitäten berührt werden, wo wir also wollen, wünschen oder hoffen, dass etwas passiert oder dass sich etwas bis zu einem bestimmten Punkt verändert oder auch nicht verändert, bringen entsprechende Einstellungen uns bei der Rezeption von Plots über Unwahrscheinlichkeiten schnell hinweg, weil diese Einstellungen nach ›ihrer eigenen (Wunsch-)Wirklichkeit‹ verlangen. Beim Schrecken mit nachfolgendem Mitgefühl ist das anders, da man so etwas ohnehin nicht wünscht. Insofern war Aristoteles hier durch seinen Gegenstand zu einer beschränkten Sicht verurteilt. Unsere Wünsche aber, wie die Handlung sich weiter entfalten sollte, und unsere Bereitschaft, ihr Unwahrscheinliches nachzusehen, dürften sich ungefähr die Waage halten.

Dafür ein Beispiel aus der mittelalterlichen Literatur, das sich vielfach vermehren und verallgemeinern lässt. In Konrad Flecks Liebesroman ›Flore und Blanscheflur‹ (ca. 1220; V. 347–353 und V. 7888–7895) werden die Liebenden getrennt, weil der Vater Flores, König in Spanien und ein Heide, Flores Beziehung zu der mittellosen Christin Blanscheflur nicht billigen will. Er verkauft Blanscheflur in den Orient. Flore bekommt das allerdings heraus und will Blanscheflur dort suchen gehen, um sie wiederzufinden. Schon dieses Ansinnen lässt keinen wahrscheinlichen Verlauf erwarten. Die räumliche Entfernung, über die Blanscheflur als Sklavin über das Mittelmeer hin in den Orient gebracht wird, ist erheblich, so dass Flore – wo es sich nicht um häufig befahrene Fernhandelsrouten handelt – die Richtung gewiesen bekommen muss. Dazu aber spielt sich Herberge für Herberge dasselbe Szenario ab: Immer erkennen die Herbergseltern an Flores Kummer, dass er zu der nicht lange zuvor durchgereisten, gleichfalls kummervoll aufgetretenen Blanscheflur gehören muss, und helfen ihm weiter. Einmal, zweimal, dreimal – dann erfährt Flore, dass der Amiral, der Herrscher von Babylonien, Blanscheflur für seinen Harem gekauft hat. Nach der Ankunft in Babylonien wiederholt sich das Szenario noch einmal (vgl. zum ersten Mal V. 3038–3220, zum zweiten Mal V. 3417–3465, zum dritten Mal V. 3532–3578 und zum vierten Mal V. 4017–4150), und mit der

Annäherung an den Turm, in dem der Amiral residiert, fügen sich weitere Umstände. Dies ist eine mittelalterliche Variante der Tychemotivation des antiken Romans, wobei der Handlungsverlauf hier nicht ganz so grelle Effekte wie den Scheintod der Geliebten oder ihre Nötigung, sich zu prostituieren, ausspielt, die den Leser durch ein Wechselbad der Gefühle führen. Doch die Gefahr, dass sich der Amiral Blanscheflurs bemächtigt, noch bevor Flore sie auslösen kann, scheint nicht weniger beunruhigend.

In einer Engführung des Handlungsverlaufs werden aber alle Begleitumstände so frisiert, dass sie glücklich zur Wiederbegegnung mit der Geliebten und ihrer Rückgewinnung führen. Sie ergeben sich mit so frappierender Unwahrscheinlichkeit, dass offenbar alle Forderungen des Aristoteles und Gottfrieds rücksichtslos außer Acht gelassen werden können, wenn nur das Ergebnis stimmt. Und dies lässt sich schnell verallgemeinern: Plots, deren Ausgänge man als Rezipient herbeiwünscht, untertunneln immer schon wahrscheinlich zu erwartende Ereignisverläufe durch Zufallsfügungen. Was-unwahrscheinliche Ereignisse stellen sich nach Belieben ein, und wie-unwahrscheinliche Erzählzüge werden vom Hörer/Leser umstandslos hingenommen.

Die Bereitschaft, einer poetischen Darstellung ihre Unwahrscheinlichkeit nachzusehen, gilt nicht nur für Wunschmodalitäten, sondern ebenso auch in Hinsicht auf Spannungszustände. Je stärker die Spannung eines Plotgeschehens ausgespielt und die Spannung gesteigert wird, desto eher verzeiht man einem Handlungsverlauf die Häufung von Unwahrscheinlichkeiten. Action-Filme demonstrieren das fast immer schlagend. Im Zuge der Spannungserzeugung ist man bereit, vieles einfach hinzunehmen. Dies liegt auch daran, dass man keine Zeit hat, sich Gedanken darüber zu machen, ob es mit rechten Dingen zugeht, was alles auf einmal dazwischen- und zusammenkommt. In Parallelmontage werden Handlungsverläufe im Film enggeführt, bei denen gar nur deshalb etwas dazwischenkommt, weil es Spannung erzeugt, und bei denen sich alles nur deshalb noch fügen lässt,

weil und indem unwahrscheinlichste Umstände in Kauf genommen werden. Die aufgestaute Spannung überdeckt die Unwahrscheinlichkeiten, die der Film dazu benötigt, und der Zuschauer steckt es weg.

4. Die Wahrscheinlichkeit (Wirklichkeitsähnlichkeit, *verisimilitudo*) poetischer Darstellungen

Im Alltag sind Wahrscheinlichkeitserwägungen zunächst auf die Zukunft ausgerichtet. Das kann für poetische Wahrscheinlichkeit nicht gelten, so dass es hier zu einer recht einschneidenden Änderung in der Bedeutung des Wahrscheinlichkeitsbegriffs kommen muss. Denn wenn man den Wahrscheinlichkeitsbegriff auf poetische Darstellungen anwendet, dann geht es um die Frage, ob etwas in der Dichtung Dargestelltes, so wie es dargestellt ist/wird, gemessen an der wirklichen Welt wahrscheinlich ist bzw. >der Wahrscheinlichkeit nach< so eintreten oder vorkommen kann. Um diesen Unterschied und um Komplikationen in der Differenzierung des Wahrscheinlichkeitsbegriffs geht es im Folgenden.

Alle Modalkategorien (Notwendigkeit, Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit) sind zunächst auf die Zukunft ausgerichtet: Wird etwas notwendigerweise, möglicherweise oder wahrscheinlich eintreten? Tritt es möglicherweise ein, so rechnet man mit alternativen Verläufen. Oft will man aber wissen, ob etwas wahrscheinlich eintritt, weil man sein Handeln danach ausrichtet. Bezieht man Modalität dagegen auf die Vergangenheit, dann erwägt man wiederum, ob etwas notwendigerweise eintreten musste. Wenn aber nicht, dann hätte auch etwas anderes der Möglichkeit nach eintreten können, es hätte alternative Verläufe geben können. Anders bei der Wahrscheinlichkeit, für die man in Bezug auf die Vergangenheit erst einmal keine Verwendung mehr zu haben scheint; denn vergangene Ereignisse sind schon eingetreten. Gewiss kann man Wahrscheinlichkeiten auch in die Vergangenheit projizieren: Dann wäre ein wahrscheinliches Ereignis oder

eine Zustandsänderung nicht eingetreten, obwohl es eigentlich hätte eintreten sollen. Oder es ist mit unterstellter Wahrscheinlichkeit oder auch ohne Wahrscheinlichkeit eingetreten. Der Nutzen entsprechender Erwägungen ist indes nicht gleich klar. Es gibt mit Blick auf die Vergangenheit allerdings eine Besonderheit: Denn wenn man einmal nicht weiß, was tatsächlich und was im Einzelnen genau eingetreten ist, dann veranschlagt man beim Versuch einer Rekonstruktion Wahrscheinlichkeiten. In dieser Form wird Wahrscheinlichkeit tatsächlich oft bemüht.

Im Alltag ist Wahrscheinlichkeit deshalb besonders in zwei Ausprägungen relevant. Einmal in Bezug auf Entscheidungen über zukünftiges Handeln, die unter Unsicherheit getroffen werden und einer Abwägung darüber bedürfen, was als das Beste erscheint – was für Ereignisse und welche Zustände sind dabei wahrscheinlich zu erwarten? (Vgl. zu alltäglichen Wahrscheinlichkeitseinschätzungen Tversky/Kahneman 2012, S. 521–544). Dann in Bezug auf in der Vergangenheit liegende Verläufe, über die man Näheres wissen muss oder will: Rekonstruktion von Verbrechen, Verkehrsunfällen, aber auch historischen Vorgängen usw. Man fragt, wenn man es nicht verbindlich rekonstruieren kann: Was ist wahrscheinlich passiert? Das setzt allerdings eine Umdeutung des Wahrscheinlichkeitsbegriffs voraus, denn dies ist eine andere Frage als die Frage danach, was mit welcher Wahrscheinlichkeit passiert ist. Stattdessen denkt man an alternative vergangene Verläufe, von denen man einen als wahrscheinlicher geschehen, d. h. als mit größerer Plausibilität anzunehmen, beurteilt. Während man eine Abwägung zukünftigen Handelns über alternative hypothetische Narrative vornehmen kann, in die man Vermutungen zu Partnern und Umständen einbezieht (>XY tut wahrscheinlich dies< usw.), stützt man die Rekonstruktion von vergangenen Vorgängen auf Spuren, Indizien, Zeugnisse, Quellen usw. Oft sind sie lückenhaft, so dass man gleichfalls Narrative erstellt, die mehr oder weniger explizit über Wahrscheinlichkeitsannahmen laufen.

Es ist offensichtlich, dass auch derartige für die Vergangenheit angestellte Erwägungen von anderer Art sind als solche, die für poetische Darstellungen angestellt werden – von Entscheidungen für die Zukunft ohnehin abgesehen. Denn für poetische Darstellungen kommt noch einmal eine andere Bedeutung des Wahrscheinlichkeitsbegriffs in Betracht. Nicht immer wird hier aber noch klar unterschieden. In der antiken Rhetorik oft deshalb nicht, weil sie darauf abzielt, dem Zuhörer einer Rede einen sei es wirklichen oder fiktiven Sachverhalt so nahezubringen, dass er nicht an ihm zweifelt und seine Darstellung für glaubwürdig und stimmig hält – die Wahrscheinlichkeitsanforderungen scheinen erst einmal identisch. So verlangt die Herennius-Rhetorik, dass man absehbaren Einwänden und Normalerwartungen von Zuhörern entgegenkommen möge, was zeitliche und räumliche Disposition, Charakterbeschreibung sowie Handlungsmotivierung anbetrifft, bei *res fictae* ggf. nur sorgfältiger als bei *res verae* (›Rhetorica ad Herennium‹, S. 24f. [I 9,16]). Hier schrumpft die wahrscheinliche Behandlung von fiktiven und faktischen Dingen auf eine Anwendung derselben Verfahren zurück.²⁵ Das kommt einem Zusammenbruch der Unterscheidung von Fiktionen und Fakten in Hinsicht auf Wahrscheinlichkeit gleich. Eben darin richten sich dieselben Ansprüche auf Darstellungen sei es von *res verae* wie von *res fictae*.

Wurden in der aristotelischen ›Rhetorik‹ zur Rekonstruktion vergangener Ereignisse Wahrscheinlichkeitsschlüsse (Enthymeme) auf der Basis von Indizien oder Zeichen angestrengt (vgl. Hinweise bei Volkmann 1963, S. 197f.), so scheint sich eine solche sachliche Sorgfalt zugunsten einer Rhetorik zurückzuziehen, die sich auf der Basis von Darstellungskonventionen stärker auf Überzeugungswirkung ausrichtete (siehe eine sehr geraffte Darstellung zur rhetorischen Wahrscheinlichkeit bei Andersen 2001, S. 140–143). Lücken einer Beweisführung im Fall vergangener Ereignisse werden dabei naturgemäß nicht kenntlich gemacht, sondern je schon ausgefüllt und gekittet. Die rhetorische *narratio verisimilis* hat die eigene

Konsistenz und Geschlossenheit im Auge, ohne in den erreichbaren Beweisstücken liegende Ungereimtheiten zur Geltung kommen zu lassen.²⁶ Für aus rhetorischen *narrationes* abgeleitete historische Erzählungen folgt, dass die Lizenzen groß sind, eine Darstellung vergangener Ereignisse rund und schlüssig zu machen, was immer historisch mehr oder weniger wahrscheinlich geschehen ist. Deshalb verwundert es nicht, dass man in historischen Erzählungen wie Lukans ›Bürgerkrieg‹ oft nicht mehr unterscheiden kann, ob man es noch mit einer rhetorisierten Geschichtsdarstellung zu tun hat oder womöglich schon mit einer Art von barockem Staatsroman (vgl. als Untersuchung der Erzählverfahren Lukans Kimmerle 2015). Lukan dichtet vielfach ganze Erzählzüge als rhetorischen Surplus zu den historischen Fakten hinzu.

Der Begriff der Wahrscheinlichkeit bzw. der *verisimilitudo* fällt selten in den mittelalterlichen Poetiken,²⁷ die sich für anderes interessieren; er fällt aber häufiger bei den mittelalterlichen Lukan-Kommentatoren, besonders bei Anselm von Laon (gest. 1117).²⁸ Anselm erklärt Erzählzüge Lukans damit, dass sie etwas wahrscheinlich erscheinen lassen sollen. So stellt Lukan Cäsar durchweg als ungemein tatkräftig und furchtlos dar. Als Cäsar aber vor der Schlacht bei Pharsalos auf der Überfahrt nach Griechenland von einem gewaltigen Sturm bedroht wird und sein Schiff unterzugehen droht, gerät er in Furcht (so Anselm erklärend) und richtet (deshalb) ein Soliloquium an Fortuna, in dem er die Größe der Gefahr mit der Größe seines Schicksals aufwiegt. Nach Anselm braucht es dieses Soliloquium, um Cäsars Furcht gegen die vorhergehende Charakterzeichnung Cäsars durch Lukan wahrscheinlich erscheinen zu lassen.²⁹ In diesem Sinne bemüht Anselm öfter den Begriff und verallgemeinert entsprechend die Forderung nach Wahrscheinlichkeit für jede historisch-poetische Darstellung.³⁰ Es geht wieder um Wie-Wahrscheinlichkeit: Furcht passt eigentlich nicht zu Cäsar, aber die besondere Situation erklärt sie im Sinne der Darstellungswahrscheinlichkeit.

Auch wenn es klar ist, dass antike Historiker und allemal Dichter, die sich auf Historie beziehen, sich einiger Lizenzen bedienen dürfen – etwa bei Reden von Staatsmännern, über deren Text oder Manuskript der Historiker/Dichter nicht verfügt –, um Lücken der Quellenlage auszufüllen und historisches Geschehen auszukleiden, so geht doch Lukan darüber hinaus und lässt zugunsten der rhetorischen Wirkung die Frage nach einer Historizität der Lückenfüller ganz unter den Tisch fallen. Wenn Anselm von Laon dies unter dem Begriff der Wahrscheinlichkeit diskutiert, dann handelt es sich dennoch nicht eigentlich um poetische Wahrscheinlichkeit; denn es geht gleichwohl immer noch um die Auskleidung eines historischen Geschehens. Dabei verschwimmt aber der kardinale Unterschied zwischen einer Rekonstruktion von Ereignissen nach Maßgabe ihres faktenwahrscheinlichen Ablaufs und einer eigenen Anstrengung von Fiktionen, eine fiktive Erzählhandlung nahe an die Wirklichkeit heranzuführen.

In dem ganz anderen Kontext von Bibelkommentaren der Kirchenväter und ihrer Rezeption taucht im Mittelalter dennoch gelegentlich die Frage nach dem wahrscheinlichen Ablauf historischer Ereignisse auf, dann auch mit quellenkritischer Skepsis und Analyse. So versucht Johannes Chrysostomus (gest. 438 n. Chr.) in seinem ›Matthäuskommentar‹, die Stelle Mt 2,1–12 zu erklären, wo die drei Magier aus dem Osten nach Jerusalem kommen, um dem neugeborenen König (Christus) zu huldigen; sie haben vorher seinen Stern gesehen, der sie dann auch weiter nach Bethlehem führt (vgl. ›Kommentar zum Evangelium des hl. Matthäus‹, Bd. 1, S. 97–133 [6. und 7. Homilie]).³¹ Es gibt astrologische Erklärungsversuche für das Erscheinen des Sterns, die Johannes als widersinnig (ἄτοπος) verwirft (Homilie 6,2). Die Frage besteht u. a. darin (Homilie 7,3), wie die Magier nach ihrem langen Weg aus dem Orient Christus noch in Windeln antreffen konnten: Johannes meint deshalb, der Stern sei nicht bei der Geburt Christi, sondern schon im Augenblick seiner Zeugung aufgegangen; nur dann hätten die Magier Christus rechtzeitig huldigen können, wenn sie sich gleich auf den Weg gemacht hätten. Johannes ergänzt also kommentierend

Matthäus und hat eine plausible, faktenwahrscheinliche Reihenfolge der Ereignisse im Blick. Noch im Mittelalter hadern u. a. das apokryphe Pseudo-Matthäusevangelium (7. Jh.) (vgl. Ehlen 2012, S. 998f.) und verbreitete Dichtungen des Marienlebens (vgl. ›Vita BVM rhythmica‹, V. 2064–2167; Philipp: ›Marienleben‹, V. 2436–2633; 3464–3525) mit der Stelle bei Matthäus und schlagen jeweils wahrscheinliche(re) Narrative vor.³² Auch wenn hier der Begriff der Unglaubwürdigkeit fällt, so geht es um eine Variante von Wahrscheinlichkeit, die anders als in der antiken Rhetorik und Geschichtsdichtung nach dem faktenwahrscheinlichen – und nicht: darstellungswahrscheinlichen! – Verlauf von (in der Bibel erzählten) Ereignissen fragt.³³

Virulent wird die Frage nach poetischer Wahrscheinlichkeit erst, wenn die Bindung an Historie wegfällt, wie immer die verbleibende Wirklichkeitsbindung näher bestimmt wird (schließlich als Fiktionalität). Für die antiken Liebesromane behält, auch wenn und wo sie im Gewand einer historischen Erzählung daherkommen, die Frage keinen Sinn mehr, ob es (fakten-)wahrscheinlich so war. Stattdessen konnte/kann man fragen, ob es so sein kann. Das ist aber keine Frage mehr danach, ob Theagenes in den ›Aithiopika‹ Heliodors (einführende Hinweise zum Roman bei Hägg, S. 74–96; Holzberg 2006, S. 134–142) seine Freundin Charikleia nach einem Überfall durch Seeräuber mit anschließender langer Trennung von ihr wirklich wiedersah oder hätte wiedersehen können, sondern danach, ob zwei Liebende so beständig an ihrer Liebe festzuhalten vermögen (Wie-Wahrscheinlichkeit); oder danach, ob so etwas und ob so ein Wiedersehen in einem allgemeinen Sinne überhaupt vorkommen kann (Was-Wahrscheinlichkeit) – nun natürlich abgesehen von den beiden Protagonisten und überhaupt von allen in dem Roman vorkommenden Einzeldingen (von Bezugnahmen auf historische und geographische Fakten abgesehen). Denn während es Cäsar und die drei Magier gegeben hat, hat es Theagenes und Charikleia nicht gegeben. Bei Cäsar und den Magiern kann man fragen, mit welcher Wahrscheinlichkeit dies oder jenes anzunehmen ist, was zu ihnen

erzählt wird. Bei Theagenes und Charikleia wird diese Frage umgehend sinnlos. Fakten- und Darstellungswahrscheinlichkeit werden hier unwillkürlich und unvermeidlich differenziert, und übrig bleibt nur Darstellungswahrscheinlichkeit (Plausibilität, Glaubwürdigkeit, Stimmigkeit).

Bei der Betrachtung von Dichtung erscheint entsprechend der Wechsel der Zeitebene vom Futur oder Präteritum/Perfekt zum Präsens ausschlaggebend. Statt ›Wird so etwas passieren?‹ oder ›Ist das/so etwas passiert?‹ fragt man ›Kann so etwas passieren?‹: Wahrscheinlichkeit – und überhaupt Modalität – wird enttemporalisiert (nicht: entzeitlich oder zeitlos), zugleich wird sie entkonkretisiert oder entindividualisiert. Man fragt also – noch einmal – nicht, ob die beiden Protagonisten Theagenes und Charikleia seinerzeit so beständig waren oder ob damals so etwas passiert ist oder ob dies oder jenes passiert ist, sondern ob Liebende sich so nachhaltig lieben können und ob ihnen so etwas passieren oder ob ihnen unter vergleichbaren Umständen so etwas passieren kann. Wobei diese Frage allerdings probabilistisch motiviert ist und möglicherweise vor dem 18. Jahrhundert kaum so gestellt worden wäre.³⁴ Deshalb ist auch die Plot-Wahrscheinlichkeit vorher nicht für sich ins Blickfeld geraten. Stattdessen hätte man vermutlich eher Fragen im Rahmen der Wie-Wahrscheinlichkeit (Stimmigkeit usw.) gestellt.

Dichtung widmet sich, wenn sie fiktional wird, weniger der Wirklichkeit als historisch-faktischem Verlauf, sondern nimmt allenfalls historische Rahmendaten und historisch-geographisches Kolorit, um einen (wie immer fiktiven) Plot einzubetten und etwas zu erzählen oder darzustellen. Das gilt noch nicht – und im Vergleich zum antiken Roman: nicht mehr – in vollem Sinn für die mittelalterliche Literatur, die einen Fiktionsstatus nur rudimentär ausbildet. Deshalb spielt poetische Wahrscheinlichkeit hier keine hervorgehobene Rolle. Erscheint aber der Fiktionsstatus ausgeprägt und wird Wahrscheinlichkeit aus ihrer Ausrichtung auf die Zukunft oder die Vergangenheit abgezogen und in eine präsentische und generalisierende Form gebracht, dann hat man es mit einer neuen, für die Anwendung

von Modalkategorien allenfalls abgeleiteten Problemstellung zu tun und fragt nun stattdessen nach einer Art Übereinstimmung mit der Wirklichkeit. Diese eigentümliche, neue Relation wird mittels des Begriffs der poetischen Wahrscheinlichkeit erfasst, der sich aus einer Abbild- oder Ähnlichkeitsrelation herleitet und der sich in den alten Sprachen auch etymologisch von hierher erklärt. Wahrscheinlichkeit wird – erst hier und in diesem Kontext – als Wirklichkeitsähnlichkeit gefasst, bzw. umgekehrt: aus dieser Art Wirklichkeitsähnlichkeit entwickelt sich der Begriff der poetischen Wahrscheinlichkeit.

Die Dichtung funktioniert wie ein Bild, heißt es bei Horaz (*ut pictura poesis*, ›De arte poetica‹, V. 361). Dichten und Erzählen ist wie Abmalen, und Horaz leitet daraus Empfehlungen ab, die sich erst einmal auf die bildliche Seite der Dichtung richten. Sie solle nichts Ungereimtes abbilden, nichts monströs Verbundenes und unpassend Zusammengesetztes, aber dann auch nichts unschlüssig aufeinander Folgendes, denn so etwas gibt es in der Wirklichkeit nicht, jedenfalls nicht, soweit sie als Vorwurf für Dichtung infrage kommt. Figuren sollen in sich stimmig und eine Darstellung in sich übereinstimmend sein (im Sinne einer *convenientia*, V. 119f.). Im Sinne allgemeiner Übereinstimmung soll sie wirklichkeitsähnlich gemacht sein – vom *imitator* und von *imitatio* ist etwa die Rede (V. 134 u. ö.). Der Begriff der Wahrscheinlichkeit (*verisimilitudo*) fällt bei Horaz nicht, ist aber von der Sache her gemeint. Einmal heißt es, das Erfundene, die *ficta*, solle(n) nah an der Wirklichkeit sein (*veris proxima*, V. 338). Der Vergleich mit dem Maler ist ein neuer Gedanke,³⁵ der so bei Aristoteles noch nicht angedacht war.³⁶ Die Relation eines Bildes zu dem, was es abbildet, die Abbildrelation also, ist aber atemporal. Deshalb eignet sich der Vergleich des Erzählens mit dem Malen gut für das Erzählen, sobald dieses fiktional wird.³⁷ Das konnte Horaz in seiner ganzen Tragweite noch nicht absehen. Doch nicht ohne Grund kehrt der Vergleich des Dichtens/Erzählens mit dem Malen seit den Aufklärungspoetiken immer wieder.³⁸

Wenn die Fiktion wie das Bild im Verhältnis zum Erzählten/Dargestellten oder Abgebildeten eine atemporale Struktur aufweist, dann heißt das natürlich nicht, dass in der Fiktion keine Zeitabläufe dargestellt werden können. Dazu ist Erzählen vielmehr von vornherein geeignet. Es heißt aber, dass der erzählte fiktive Plot nicht mehr historisiert wird, weil es das, was ihn ausmacht, tatsächlich nicht gegeben hat. Natürlich kann der fiktive Komplex einer Fiktion in eine bestimmte historische Zeit und an einen bestimmten geographischen Ort gelegt werden, aber als fiktiver Komplex hängt er gewissermaßen in der Luft der reinen Vorstellung oder Imagination. Die Konvention, den Inhalt von Fiktionen im Präsens wiederzugeben, lässt das gut erkennen. Dies ist kein historisches Präsens, sondern ein Wiedergabe-Präsens, das implizit klarstellt, dass das Wiedergegebene sich nicht im Sinn einer zeitlichen Distanz relationieren lässt.

Johann Christoph Gottsched hat sich in seiner ›Critischen Dichtkunst‹ als einer von vielen – ich überspringe alle Poetiken vom 14. bis zum 17. Jahrhundert – eng an Horaz angeschlossen³⁹ und Verstöße gegen die Wahrscheinlichkeit moniert und gesammelt. Einen Fall (von Plot-Unwahrscheinlichkeit) liefere schon die ›Ilias‹, da man wegen einer Frau niemals einen Krieg wie den Trojanischen Krieg angezettelt hätte – Gottsched will dies allerdings unter Hinweis auf die anderen Zeiten und Sitten nicht gelten lassen und sammelt dann stattdessen eine Zahl von treffenderen, allerdings nicht sortierten, Beispielen aus der Literaturgeschichte. Darunter findet sich auch eine Problematik, die schon Aristoteles beobachtet hatte und die mit einem grundsätzlichen Unterschied des sprachlichen und des visuellen Mediums zu tun hat, ohne dass hierfür allerdings der Fiktionscharakter einer Erzählung eine Rolle spielt. Im 22. Buch der ›Ilias‹ verfolgt Achilles Hektor, indem er ihn dreimal um Troja herumtreibt, bis Hektor sich schließlich dem Kampf stellt. Die Erzählung fokussiert allein diesen Vorgang; der Hörer oder Leser erfährt am Rande, dass die Trojaner der Flucht und dem Kampf aus dem Schutz der Stadtmauer zuschauen, während sich am Ende die Achaier an der Leiche Hektors versammeln, um sie mit Füßen

zu treten. Auf der Bühne hätte man dazu – wie auch im Film – eine Massenszene zu bewältigen und könnte die Achaier während der Flucht Hektors und dem Kampf zwischen Achilleus und Hektor nicht verlegen herumstehen und sich die Füße vertreten lassen. Im Epos allerdings – so Aristoteles – bleiben solche Umstände unbemerkt (vgl. ›Poetik‹ 9, 1460a16f). Denn, so lässt sich ergänzen, man muss dem Erzählen nachsehen, dass es nicht alles auserzählen kann, was auf der Bühne – und beim Film im Zuge der Kameraeinstellung für die Leinwand – zu arrangieren wäre oder was hier einfach zu sehen ist. Man nimmt denn auch nicht an, dass die Achaier verlegen herumstehen, sondern denkt sie sich unruhig mitfiebernd o. a., wenn man sie überhaupt in seinen Gedanken präsent hält. Einzelkämpfe werden in der ›Ilias‹ laufend erzählt. Dabei mischen sich die Mitkämpfer beider Seiten nicht ein, weil oder wenn die Kämpfer auch eine persönliche Sache austragen; so wie Achilleus hier den Tod des Patroklos rächt. Gottsched schließt sich nun Aristoteles an: Man sei bereit, der hochartifiziiell aufgemachten Erzählung so zu folgen

daß man mit den Gedanken ganz auf die beyden Helden verfällt, und die beyden Armeen darüber ganz vergißt. So wird denn die Wahrscheinlichkeit zum mindesten in so weit erhalten, als dieselbe von einem Leser des Heldengedichts verlangt wird; gesetzt, daß die Sache an sich selbst wunderlich genug aussehen würde. (›[Critische Dichtkunst](#)‹, S. 201.)

Das sprachliche und das visuelle Medium unterliegen unterschiedlichen Anforderungen an eine Wahrscheinlichkeit der Darstellung. Allerdings wäre es ganz verfehlt, steigende Ansprüche an eine wie-wahrscheinliche Darstellung in Erzählungen zu verleugnen. Dass vormodernes Erzählen solchen Ansprüchen auch an das Erzählen von Massenszenen oft nicht genügt,⁴⁰ wird recht klar, wenn man sieht, wie Tolstoi in ›Krieg und Frieden‹ die Totale verlässt und u. a. die Sicht eines Beteiligten an der Schlacht bei Austerlitz durchgehend und konsequent privilegiert. Wahrscheinlichkeit stellt insofern allemal auch eine dynamische Größe im Zuge einer Entwicklung des Erzählens und seiner Verfahren dar. Sie sorgt dafür, dass sich je

neue Realismuskonventionen ausprägen. Romanautoren können sich nun an einer Wirklichkeitsähnlichkeit orientieren und sich mehr und mehr anschaulich, d. h. auch konkret ausimaginiert, vorstellen, was und wie sie erzählen wollen. Dazu finden sie aber auch neue Erzählverfahren.

Als erster Verfasser einer ganzen Reihe von Romanen in der Frühen Neuzeit in Deutschland hat Jörg Wickram das Erzählen wie Horaz, auf den er sich in seinem poetologischen ›Dialog von einem ungeratenen Sohn‹ (1554) bezieht, als ein Abmalen konzeptualisiert (hier S. 815, *der Poet*). Die erste Redepartie beginnt denn auch mit einer Anspielung auf unwahrscheinliche sprachliche ›Bilder‹, die gegen die Horazische Forderung nach Wirklichkeitsähnlichkeit verstoßen (ein Storch zur Weihnachtszeit, ein Esel mit einer Leier und eine Kuh mit einer Sackpfeife [Müller 1990, S. 815.])⁴¹ In dem ›Dialog‹ unterhält sich Wickram mit seinem Freund Caspar Hanschelo über die Protagonisten seines ›Knabenspiegel‹-Romans, Wilbald und Lotarius, die in Amsterdam leben. Caspar, der gerade aus Amsterdam kommt und die Lebensverhältnisse in Amsterdam beobachten konnte, sagt, es verhielte sich dort *nit anderst / dann eben wie du daruon geschriben und ein büchlein hast lassen außgen* (Müller 1990, S. 815). Caspar behauptet aber auch, niemanden zu kennen, der sich Wilbald und Lotarius *môg vergleichen*. So will denn Wickram ihm *ein rechten Wilbaldum abmalen*, d. h. – nun in umgekehrter Zielrichtung – jemanden beschreiben, der Wilbald in der Wirklichkeit gleicht. Es handelt sich um einen ehemaligen Mitschüler Wickrams, der ihm die Vorlage für Wilbald geliefert hat. Im Bezug wiederum auf die Figuren der Dichtung wird durch diesen Dreh deutlich, dass sie poetische Realisationen eines charakteristischen Typs von Menschen sind, den die Romanhandlung exemplifiziert (bzw. denen gegenüber alle Erziehungsversuche gescheitert sind, so bezogen auf den ›Knabenspiegel‹). Es gibt Menschen, wie ein Roman sie darstellt, und er hat sich an ihnen zu orientieren.

Wickrams ›Nachbarnroman‹ (1556) handelt im Milieu von Großhandelskaufleuten. Wickram orientiert sich dezidiert an zeitgenössischen Lebensverhältnissen. Seine Aussage zu Beginn des Romans, man könne Menschen wie seine Figuren in einigen Gegenden leicht antreffen und solle den Roman deshalb so lesen, als sei alles geradewegs so geschehen, wie es erzählt würde, ist gleichzeitig eine frühe Notiz zur Unterfütterung einer Romanfiktion durch Wirklichkeitsähnlichkeit. Programmatisch wird hier bereits eine Illusionswirkung des Erzählens ins Auge gefasst und dabei die Wahrscheinlichkeit des Erzählten vorausgesetzt (Unwahrscheinliches stört eine Illusionswirkung, allerdings, wie zu sehen war, nicht immer und in allem). Damit und mit der Lösung der Bindung an vorhandene Stoffe, Plots und Strukturen des Erzählens, wie sie sich im 16. Jahrhundert durchzusetzen beginnt, kündigt sich ein neuer Sinn für wahrscheinliches Erzählen an, der zum Motor der Entfaltung wahrscheinlichen Erzählens bis in den Roman der Moderne wird – mit längeren Pausen wie dem Barockroman und Ausnahmen in vielen abzweigenden Untergattungen des Romans.

Illusionistisches Erzählen bringt man gern mit der Mimesis in Verbindung (programmatisch z. B. in dem Sammelband von Jauß 1969). Die Mimesis-Problematik stellt aber seit Aristoteles eher ein grundsätzliches Theorieproblem dar, das sich nicht unmittelbar auf die Entwicklung narrativer Verfahren zur Leserbeeinflussung ausgewirkt hat. Wirklichkeitsähnlichkeit/Wahrscheinlichkeit eröffnet – anders als Mimesis – noch einmal ein eigenes Spielfeld für die Annäherung an die Wirklichkeit mit einem veränderlichen Anspruchsniveau an wahrscheinliches Erzählen. Vielgebrauchte Erzählmittel wie die Verwendung vergegenwärtigender Zeitadverbien und die erlebte Rede, aber auch narrative Filter des einstweiligen Zurückhaltens und schrittweisen Einspeisens von Informationen zu den Figuren haben weniger mit Mimesis zu tun, sie tragen aber zu einer Illusionswirkung auf den Leser bei (vgl. Hinweise zur Illusionswirkung bei Wolf 2009, S. 144–160), auf die auch Wahrscheinlichkeit ausgerichtet ist. Wenn Romanau-

toren zudem beginnen, allzu schematische Plots wie auch von hinten motivierte Erzählzüge oder durchsichtige Zufallsfügungen zu vermeiden, die die Illusion stören können, erscheint Wahrscheinlichkeit als Faktor bei der Gattungsentwicklung wesentlich beteiligt. Was Gottfried von Straßburg nur vergeblich fordern konnte, weil er an einen vorgefundenen Stoff gebunden blieb, lässt sich nun realisieren, indem man den Stoff selbst erfindet. Er lässt sich dann von vornherein darauf ausrichten, dass er der Was- und Wie-Wahrscheinlichkeit entspricht, indem man das Erzählen auf die eine oder andere Weise an das heranführen kann, was man für Wirklichkeit hält bzw. was man von ihr aufgreifen will, um den Leser an die Lektüre zu binden.

Anmerkungen

- 1 »La théorie des hasards consiste à réduire tous les événements du même genre, à un certain nombre de cas également possibles, c'est-à-dire, tels que nous soyons également indécis sur la existence; et à déterminer le nombre des cas favorable à l'évènement don't on cherche la probabilité«, »Essai philosophique«, S. 7.
- 2 Vermutlich löst sich ein Ziegel seltener als alle zehn Jahre und fällt dann auch eher in den Vorgarten als auf den Gehweg.
- 3 Aristoteles behandelt hier die Logik aus einander folgender Ereignisse in einem Plot, die gegenüber einer Reihe bloß zufällig aufeinander folgender Ereignisse in einem Plot zu bevorzugen sei, selbst wenn sie Wunderbares einschließe.
- 4 So kann Molière in seinem »Don Juan« eher komödienhaft Don Juan durch die Gedenkstatue des Komturs, den Don Juan zuvor getötet hatte, erschlagen lassen.
- 5 Frenschkowski (2004, Sp. 1383f.) veranschlagt im Wesentlichen zwei Grundmuster für schicksalhafte Plot-Konstruktionen von Folklore-Erzählungen: 1. Prophezeiung/Omen – Versuch einer Vereitelung – Erfüllung; 2. Prophezeiung/Omen – Versuch einer Vereitelung – Erfüllung – schicksalhafte Wende zum Guten. Seltener ist das Grundmuster: Heilvolle Prophezeiung – Erfüllung.
- 6 Augustinus etwa (»Civitas dei« 22, 8, 10) gilt der Fund eines Goldrings in einem Fischbauch als Lohn für ein hingebungsvolles Gebet.
- 7 »Gregorius«, V. 3209–3673: Als zwei römische Bürger ihn nach Rom holen und zum Papst küren lassen wollen, taucht der Schlüssel im Magen eines ihnen servierten Fisches wieder auf, und sie können Gregorius vom Felsen losschließen.
- 8 Auch Prophezeiungsmedien sind auf Zufallsereignisse ausgelegt.

- 9 Die verbreiteten volkskundlichen Erklärungen und Herleitungen aus dem Seelenglauben scheinen kaum ausreichend, um nachvollziehbar zu machen, warum etwa die Begegnung mit der Erscheinung eines Doppelgängers Vorzeichen des Todes ist. Vgl. Mengis 1987, Sp. 347f.
- 10 Wie auch im Volksglauben. Vgl. Beispiele und Stellen bei Wikenhauser 1948, S. 100–111.
- 11 Vgl. hier auch viele Fälle von Traumprophезеиungen und Traumweisungen aus dem hellenistischen Roman (S. 175–180).
- 12 Im ›Gregorius‹ werden mehrere Motive des absolut Unwahrscheinlichen/Unmöglichen gebündelt.
- 13 Das Motiv begegnet auch in einer von Athenaios in seinen ›Deipnosophisten‹ aufgenommenen Erzählung: ›The Deipnosophists‹, S. 104f. Vgl. zum Motiv Thompsons (1955–1958) Motif-Index, Mot. T 11.3 und 4, sowie weitere Beispiele bei Frenzel 1984, Sp. 1022f.
- 14 Übersetzungen des ›Brüdermärchens‹ in ›Altägyptische Märchen‹, S. 28–40 (Nr. 5; zur Haarlocke S. 35f.), und in ›Altägyptische Liebeslieder‹, S. 193–204. Siehe dazu Horálek 1979. Zu einer strukturalistisch inspirierten Interpretation vgl. Assmann 1977, S. 1–25, zur Haarlocke S. 8. Vgl. zum Motiv den Artikel ›Haar‹ in: Mackensen 1930–40, S. 103–105.
- 15 Als neuere Analyse mit Hinweisen zur Sekundärliteratur vgl. Wettengel 2006, S. 1–16.
- 16 Siehe die vielfachen Anregungen in dem Band Graevenitz/Marquard 1998.
- 17 Ich übernehme den Dispositionsbegriff von Hempel 1977, S. 183–190.
- 18 » [W]ovon man weiß, dass es meistens so geschieht oder nicht geschieht oder ist oder nicht ist, das ist wahrscheinlich, z. B. dass die Neider hassen oder die Begehrten zugeneigt sind.« ›Analytica priora‹, S. 41 (II 27 [70a4f.]). Vgl. dazu die Diskussion bei Strobach in ›Analytica priora‹, S. 551f. Vgl. ähnlich die ›Rhetorik‹ II 24 (1402a11f.).
- 19 Ich lasse hier die Unterscheidung einer Wahrscheinlichkeit *de re* und *de dicto* (Aristoteles spricht an den zitierten Stellen von wahrscheinlichen Sätzen!) außer Acht und gehe davon aus, dass man sich mit einer Angabe zur Was-Wahrscheinlichkeit auf Fälle bezieht, die wirklich vorkommen können.
- 20 Ausgehend von den Urteilen ›Alle x sind F‹, ›Kein x ist F‹, ›Einige x sind F‹ und ›Einige x sind nicht F‹ und den Grundmodalitäten ›notwendig‹, ›unmöglich‹, ›möglich‹, ›nicht notwendig‹. Die Position rechts unten lässt sich unterschiedlich ausfüllen und bleibt mehrdeutig.

- 21 Aristoteles unterscheidet hier zusätzlich das Allgemeine und das Besondere. Einzelfälle kommen in Hinsicht auf Besonderes zustande, wenn jemand etwas Bestimmtes getan hat oder ihm etwas zugestoßen ist. Mit dem Allgemeinen wird aber ein Bereich verbunden, in dem ein so-und-so-beschaffener Mensch etwas So-und-so-Beschaffenes tut. Damit verbinden sich jeweils Wie-Fragen.
- 22 Als Überblicksdarstellung zum antiken Roman vgl. Hägg 1987. Die Trennung der Liebenden ist dem Wirken der Tyche zu verdanken, und die Wiederbegegnung ist regelrecht tyche-motiviert: »zufälliges Eintreffen am rechten Ort«. Sedelmeier 1984, S. 353. Einige Nachweise zur Rolle der Tyche im Roman bei Stark 1989, S. 140f.
- 23 Besonders ausführlich sind Figurenerzählungen mit entsprechender Funktion in den Pseudo-Klementinen. Vgl. dazu Vielberg 2000, S. 111–129, bes. S. 119f.
- 24 Es ist nicht mit Sicherheit zu entscheiden, ob hier Wahrscheinlichkeit gemeint ist oder der Anspruch auf Historizität oder ob für Gottfried beides zusammenfällt.
- 25 Ähnlich auch in anderen Behandlungen der *narratio verisimilis* in weiteren antiken Rhetoriken. Vgl. die Hinweise bei Volkmann 1963, S. 157f.
- 26 Das prekäre und ambivalente Verfahren der Lizenz lässt die dabei den Zuhörern gegenüber angewendeten Tricks erkennen. Stellen dazu sammelt Lausberg 1960, § 761. Zu den zuhörerbezogenen rhetorischen Verfahren, Glaubwürdigkeit herzustellen, vgl. auch Martin 1974, S. 84.
- 27 Nur sehr kurz wird er behandelt bei Matthäus von Vendome: ›Ars versificatoria‹ I,40, S. 60. Zur Wahrscheinlichkeit im volkssprachlichen mittelalterlichen Erzählen und in den zeitgenössischen Poetiken vgl. Schneider 2020, Kap. 3.
- 28 Auszüge aus Anselms Kommentar werden mitgeteilt in C. F. Webers ›Pharsalia‹-Ausgabe. Zur Zuschreibung an Anselm vgl. Manitius 1973, S. 238.
- 29 So Anselms Kommentar zu Buch 5, V. 653f. (als die Seeleute sich zu fürchten beginnen, glaubt auch Caesar, dass die Gefahr der Größe seines Schicksals würdig sei [*credit iam digna pericula Caesar / fatis esse suis*] und beginnt ein Soliloquium von 17 Versen): *Quia dixerat [sc. Lucan] Caesarem tam strenuum esse et nullo modo timere, non videretur verisimile, ut unquam timeret; et ut hoc verisimile videatur, immoratus est tantum in illa tempestate* (Weber: ›Pharsalia‹, S. 403). Weitere Stellen bei Marti 1941, S. 251f.
- 30 [*O*]mmis qui narrat verisimiliter saltem debet narrare. Kommentar zu Buch 4, V. 810. Weitere Stellen bei Marti, S. 251.

- 31 Der griechische Text mit lateinischer Übersetzung findet sich in den Bänden 57 und 58 der ›Patrologia Graeca‹, Paris 1862, die Homilien 6 und 7 in Bd. 57, Sp. 61–83.
- 32 Bruder Philipp (›Marienleben‹ V. 2436–2633; 3464–3525) im Anschluss an Johannes Chrysostomus sowie an Glossen zur ›Vita beate virginis Marie et salvatoris rhythmica‹, die abgedruckt sind in Wernher: ›Marienleben‹, S. 132f. Philipp macht klar, dass es nicht sein kann (*daz enmac niht wol gestên*, V. 2472), dass der Stern der Weisen erst mit der Geburt Christi hell zu scheinen begann.
- 33 Beim Auserzählen des Lebens von Maria und Jesus wird er öfter relevant: Denn was hat Jesus z. B. von seinem 12. bis zum 30. Lebensjahr getan? Er war viel mit Johannes dem Täufer wandern. So Bruder Philipp in seinem ›Marienleben‹, V. 4896–4971. Dass in diesen Jahren nichts Erzählenswertes geschehen sein sollte, erscheint Philipp *ungeloublich* (V. 4926).
- 34 Es besteht eine gewisse Korrelation zwischen dem Aufkommen des probabilistischen Wahrscheinlichkeitsdenkens und der Entwicklung des modernen Romans, vgl. Campe 2002 und Esposito 2007. Allerdings ist hierbei die Gefahr groß, dem Korrelations-Kausalitäts-Fehlschluss aufzusitzen, wie man es beiden Studien vorwerfen kann.
- 35 Horaz (V. 9f.) bezieht sich allerdings u. a. vermutlich auf Lukians Schrift ›Zur Verteidigung der Bilder‹.
- 36 Bei Aristoteles klingt zwar ein Vergleich zwischen Dichter und Maler an (›Poetik‹, Kap. 25 [1460b7f.]), ohne dass Aristoteles aber auf Dichtung als Malerei abzielt. »Statt des Handlungsgefüges, der miteinander zu einem Ganzen verklammerten Teile, die Aristoteles gefordert hatte, fordert er [sc. Horaz] eine bildhafte Stimmigkeit, eine äußerliche, gewissermaßen mit dem Auge ablesbare Angemessenheit« (Fuhrmann 1992, S. 130).
- 37 Eine Fiktionsrelation beruht nicht auf dem Tempusverhältnis von realer Sprechzeit des Dichters zur Faktzeit des Erzählten, sondern auf dem Verhältnis einer virtualisierten, zeitlich nicht festgelegten Sprechzeit zu einer Fiktionszeit. Die dabei zum Tragen kommende Fiktionsdistanz stellt keine zeitliche Relation dar, sondern eine Relation eines Vorstellens zum Vorgestellten. Das ist eine atemporale Relation.
- 38 Vgl. insb. Breitinger 1966, Bd. 1, hier der erste Abschnitt (›Vergleichung der Mahler-Kunst und der Dicht-Kunst‹), S. 1–28, und der zweite Abschnitt (›Erklärung der poetischen Malerei‹), S. 29–51. Wenige weitere Hinweise bei Nivelle 1977, S. 24–26. Das poetologische Feld versucht Petersen (2000) zu umreißen.

- 39 »Ich verstehe [...] durch die poetische Wahrscheinlichkeit nichts anders, als die Aehnlichkeit des Erdichteten, mit dem, was wirklich zu geschehen pflegt; oder die Uebereinstimmung der Fabel mit der Natur«, ›Critische Dichtkunst‹, S. 198.
- 40 Vgl. die Kritik von Lugowski 1976, S. 23, an der Darstellung einer Massenszene in dem frühneuhochdeutschen Roman ›Ein schöne und lustige History von den Vier Heymons Kindern‹ (1604): »Wenn man ergänzend hinzufügt, daß Roland keineswegs allein, sondern gleichfalls von einem Heere begleitet war, so erscheint für das heutige Bewußtsein auf höchste verwunderlich, wie diese Heere sowohl im Laufe des Gesprächs wie besonders während der ganzen Befreiungsaktion völlig ignoriert werden, sie sind in diesem Augenblick scheinbar gar nicht vorhanden.« Es kommt hier nicht auf die Details der erzählten Episode an, sondern auf die Ansprüche an Wahrscheinlichkeit, die Lugowski an die Erzählung heranträgt und die – relativ zu seiner mit höheren Ansprüchen ausgestatteten Lesegewohnheit und Leseerfahrung – verletzt werden.
- 41 Die Bilder stammen aus Sprichwörtersammlungen und Schriften des Erasmus von Rotterdam. Vgl. die Hinweise in Müllers Kommentar, S. 1313f.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

Altägyptische Liebeslieder	Altägyptische Liebeslieder. Mit Märchen und Liebesgeschichten, eingel. und übertr. von Siegfried Schott, Zürich ²1950.
Altägyptische Märchen	Altägyptische Märchen, übertr. und bearb. von Emma Brunner-Traut, Düsseldorf/Köln 1963.
Analytica priora	Aristoteles: Analytica priora. Buch II, übers. von Niko Strobach und Marko Malink, erl. von Niko Strobach, Berlin/Boston 2015.
Ars versificatoria	Matheus Vindocinensis: Opera. Bd. III. Ars versificatoria, hrsg. von Franco Munari, Rom 1988.
Critische Dichtkunst	Johann Christoph Gottsched: Versuch einer Critischen Dichtkunst. Unver. reprographischer Nachdruck der 4., vermehrten Auflage, Darmstadt 1982.
De arte poetica	Horaz: De arte poetica, in: Quintus Horatius Flaccus: Sämtliche Gedichte. Lateinisch/Deutsch. Mit den Holzschnitten der Straßburger Ausgabe von 1498.

- Mit einem Nachwort hrsg. von Bernhard Kytzler, Stuttgart 1992, S. 628–660.
- Deipnosophisten Athenaeus: The Deipnosophists. Bd. 7, hrsg. und übers. von Charles Burton Gulick, London 1927–1941.
- Dialog von einem ungeratenen Sohn Jörg Wickram: Dialog von einem ungeratenen Sohn, in: Romane des 15. und 16. Jahrhunderts. Nach den Erstdrucken mit sämtlichen Holzschnitten, hrsg. von Jan-Dirk Müller, Frankfurt am Main 1990, S. 813–827.
- Essai philosophique Pierre Simon de Laplace: Essai philosophique sur les probabilités, Paris 21814.
- Flore und Blanscheflur Konrad Fleck: Flore und Blanscheflur. Text und Untersuchungen, hrsg. von Christine Putzo, Berlin [u.a.] 2015.
- Gregorius Hartmann von Aue: Gregorius, hrsg. von Hermann Paul. Neu bearb. von Burghart Wachinger. 15., durchgesehene und erw. Auflage. Tübingen 2004.
- Homo faber Max Frisch: Homo faber, in: Gesammelte Werke in zeitlicher Folge. 1957–1963. Bd. IV 1, Frankfurt a. M. 1976.
- Matthäuskommentar Johannes Chrysostomus: Kommentar zum Evangelium des hl. Matthäus. Übers. von Johannes Chrysostomus Baur. 4 Bde., München 1915/16 (Bibliothek der Kirchenväter 23–27).
- Nachbarnroman Georg Wickram: Sämtliche Werke. Vierter Band. Von guten und bösen Nachbarn, hrsg. von Hans-Gert Roloff, Berlin 1969.
- Pharsalia Marcus Annaeus Lucanus: Pharsalia. Bd. III. Scholiasten, hrsg. von Carl Friedrich Weber, Leipzig 1831.
- Philipp: Marienleben Bruder Philipp: Marienleben, hrsg. von Heinrich Rückert, Quedlinburg/Leipzig 1853.
- Poetik Aristoteles: Poetik, übers. und hrsg. von Manfred Fuhrmann, Stuttgart 1994.
- Poetik (Schmitt) Aristoteles: Poetik, übers. und erl. von Arbogast Schmitt, Berlin 2011.
- Rhetorica ad Herennium Rhetorica ad Herennium. Lateinisch/Deutsch, hrsg. und übers. von Theodor Nüßlein, Zürich 1994.
- Tristan Gottfried von Straßburg: Tristan, hrsg. von Karl Marold. Dritter Abdruck mit einem durch Friedrich Rankes Kollationen erw. und verb. Apparat besorgt

	und mit einem Nachwort versehen von Werner Schröder, Berlin 1969.
Tristrant	Eilhart von Oberge: Tristrant, hrsg. von Franz Lichtenstein, Straßburg/London 1877.
Vita BVM rhythmica	Vita beate virginis Marie et salvatoris rhythmica, hrsg. von Adolf Vögtlin, Tübingen 1888.
Wernher: Marienleben	Das Marienleben des Schweizers Wernher. Mit Nachträgen zu Vögtlins Ausgabe der Vita Marie Rhythmica, hrsg. von Max Pöpke, Berlin 1913.
Wilhelm von Österreich	Johann von Würzburg: Wilhelm von Österreich. Aus der Gothaer Handschrift, hrsg. von Karl Regel, Hildesheim 2003.

Sekundärliteratur

- Andersen, Øivind: Im Garten der Rhetorik. Die Kunst der Rede in der Antike, Darmstadt 2001.
- Assmann, Jan: Das ägyptische Zweibrüdermärchen (Papyrus d'Orbiney). Eine Textanalyse auf drei Ebenen am Leitfaden der Einheitsfrage, in: Zeitschrift für ägyptische Sprache 104 (1977), S. 1–25.
- Boden, Doris: Art. Zufall, in: Enzyklopädie des Märchens, Bd. 14, Berlin/Boston 2014, Sp. 1403–1408.
- Borel, Èmile: Probabilities and Life, New York 1962.
- Brednich, Rolf Wilhelm: Art. Polykrates: Ring des P., in: Enzyklopädie des Märchens, Bd. 10, Berlin/New York 2000, Sp. 1164–1168.
- Brednich, Rolf Wilhelm: Art. Schicksalserzählungen, in: Enzyklopädie des Märchens, Bd. 11, Berlin/New York 2004, Sp. 1386–1395.
- Breitinger, Johann J.: Critische Dichtkunst. 2 Bde. Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1740. Mit einem Nachwort von Friedrich Bender. Bd. 1, Stuttgart 1966.
- Brunner-Traut, Emma: Art. Prinzenmärchen, in: Lexikon der Ägyptologie, Bd. IV, Wiesbaden 1982, Sp. 1107–1112.
- Campe, Rüdiger: Spiel der Wahrscheinlichkeit. Literatur und Berechnung zwischen Pascal und Kleist, Göttingen 2002.
- Chinca, Mark: History, Fiction, Verisimilitude. Studies in the Poetics of Gottfried's ›Tristan‹, London 1993.
- Ehlen, Oliver: Das Pseudo-Matthäusevangelium, in: Marksches, Christoph/Schröder, Jens (Hrsg.), Antike christliche Apokryphen in deutscher Übersetzung, Bd. I.2, Tübingen 2012, S. 983–1002.
- Engemann, Josef: Art. Fisch, Fischer, Fischfang, in: Reallexikon für Antike und Christentum, Bd. 7, Stuttgart 1969, Sp. 959–1097.

- Esposito, Elena: Die Fiktion der wahrscheinlichen Realität, Frankfurt a. M. 2007.
- Frenschkowski, Marco: Art. Schicksal, in: Enzyklopädie des Märchens, Bd. 11, Berlin/New York 2004, Sp. 1380–1385.
- Frenzel, Elisabeth: Art. Fernliebe, in: Enzyklopädie des Märchens, Bd. 4, Berlin/New York 1984, Sp. 1021–1025.
- Friede, Susanne: Art. Verkleidung, in: Enzyklopädie des Märchens, Bd. 14, Berlin/Boston 2014, Sp. 59–66.
- Fuhrmann, Manfred: Dichtungstheorie der Antike. Aristoteles – Horaz – ›Longin‹. Eine Einführung, Darmstadt ²1992.
- Gerndt, Helge: Art. Rationalisierung, in: Enzyklopädie des Märchens, Bd. 11, Berlin/Boston 2011, Sp. 247–250.
- Glauch, Sonja: *Die fabeln sol ich werfen an den wint*. Der Status der arthurischen Fiktion im Reflex: Thomas, Gotfrid und Wolfram, in: Poetica 37 (2005), S. 29–64.
- von Graevenitz, Gerhard/Marquard, Odo (Hrsg.): Kontingenz, München 1998 (Poetik und Hermeneutik XVII).
- Günther, Heinrich: Psychologie der Legende. Studien zu einer wissenschaftlichen Heiligen-Geschichte, Freiburg 1949.
- Hägg, Thomas: Eros und Tyche. Der Roman in der antiken Welt, Mainz 1987.
- Hand, David J.: Die Macht des Unwahrscheinlichen. Warum Zufälle, Wunder und ungläubliche Dinge jeden Tag passieren, München 2015.
- Hempel, Carl G.: Aspekte wissenschaftlicher Erklärung, Berlin/New York 1977.
- Holzberg, Niklas: Der antike Roman. Eine Einführung, Darmstadt ³2006.
- Horálek, Karel: Artikel Brüdermärchen: Das ägyptische B., in: Enzyklopädie des Märchens, Bd. 2, Berlin/New York 1979, Sp. 925–940.
- Jauß, Hans R. (Hrsg.): Nachahmung und Illusion, München 1969 (Poetik und Hermeneutik I).
- Kimmerle, Nadja: Lucan und der Prinzipat. Inkonsistenz und unzuverlässiges Erzählen im ›Bellum Civile‹, Berlin/Boston 2015.
- Köhler, Ines: Art. Gänsemagd (Nachbarstochter) als Freierin, in: Enzyklopädie des Märchens, Bd. 5, Berlin/New York 1987, Sp. 686–691.
- Künzig, Johannes: Der im Fischbauch wiedergefundene Ring in Sage, Legende, Märchen und Lied, in: Ders.: Kleine volkskundliche Beiträge aus fünf Jahrzehnten, Freiburg 1972, S. 63–81.
- Latte, Kurt: Römische Religionsgeschichte, München ²1967.
- Lausberg, Heinrich: Handbuch der literarischen Rhetorik. Eine Grundlegung der Literaturwissenschaft, Bd. 1, München 1960.
- Lugowski, Clemens: Die Form der Individualität im Roman. Mit einer Einleitung von Heinz Schlaffer, Frankfurt a. M. 1976.

- Mackensen, Lutz (Hrsg.): Handwörterbuch des deutschen Märchens, 2 Bde., Berlin/Leipzig 1930-40.
- Manitius, Max: Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters, Bd. 3: Vom Ausbruch des Kirchenstreites bis zum Ende des 12. Jahrhunderts, München 1931 (Nachdruck 1973).
- Marti, Berthe M.: Literary Criticism in the Mediaeval Commentaries on Lucan, in: Transactions and Proceedings of the American Philological Association 72 (1941), S. 245–254.
- Martin, Josef: Antike Rhetorik. Technik und Methode, München 1974.
- Mengis, Carl: Art. Doppelgänger, in: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. 2, Berlin/Leipzig 1930 (Nachdruck Berlin/New York 1987), Sp. 346–349.
- Nivelle, Armand: Literaturästhetik der europäischen Aufklärung, Wiesbaden 1977.
- Petersen, Jürgen.: Mimesis – Imitatio – Nachahmung. Eine Geschichte der europäischen Poetik, München 2000.
- Roth, Klaus: Art. Lebenszeichen, in: Enzyklopädie des Märchens, Bd. 8, Berlin/New York 1996, Sp. 841f.
- Ryan, Marie-Laure: Possible Worlds, Artificial Intelligence, and the Narrative Theory, Bloomington (Indiana) 1991.
- Schneider, Christian: Logiken des Erzählens. Kohärenz und Kognition in der frühen mittelhochdeutschen Epik (1150–1190), Berlin/Boston 2019.
- Sedelmeier, Dorit: Studien zu Achilleus Tatios, in: Gärtner, Hans (Hrsg.): Beiträge zum griechischen Liebesroman, Hildesheim [u. a.] 1984, S. 330–360.
- Söder, Rosa: Die apokryphen Apostelgeschichten und die romanhafte Literatur der Antike, Stuttgart 1932.
- Stark, Isolde: Religiöse Elemente im antiken Roman, in: Kuch, Heinrich [u. a.] (Hrsg.): Der antike Roman. Untersuchungen zur literarischen Kommunikation und Gattungsgeschichte, Berlin 1989, S. 135–149.
- Thompson, Stith: Motif-Index of Folk-Literature. A Classification of Narrative Elements in Folktales, Ballads, Myths, Fables, Mediaeval Romances, Exempla, Fabliaux, Jest-Books, and Local Legends, Bloomington (Indiana) 1955–1958.
- Tubach, Frederic C.: Index Exemplorum. A Handbook of Medieval Religious Tales, Helsinki 1969 (Folklore Fellows Communications 204).
- Tversky, Amos/Kahneman, Daniel: Urteile unter Unsicherheit. Heuristiken und kognitive Verzerrungen, in: Kahneman, Daniel (Hrsg.): Schnelles Denken – Langsames Denken, München 2012, S. 521–544.
- Uther, Hans-Jörg: The Types of International Folktales. A Classification and Bibliography. Based on the System of Antti Arne and Stith Thompson (= ATU). 3 Bde., Helsinki 2011.
- Vielberg, Meinolf: Klemens in den pseudoklementinischen Rekognitionen. Studien zur literarischen Form im spätantiken Roman, Berlin 2000.

- Volkman, Richard: Die Rhetorik der Griechen und Römer in systematischer Übersicht, Leipzig 1885 (Nachdruck Hildesheim 1963).
- Wehse, Rainer: Art. Erkennungszeichen, in: Enzyklopädie des Märchens, Bd. 4, Berlin/New York 1984, Sp. 180–194.
- Wettengel, Wolfgang: Die ägyptische Erzählung von den zwei Brüdern, in: Fabula 47 (2006), S. 1–16.
- Wikenhauser, Alfred: Doppelträume, in: Biblica 29 (1948), S. 100–111.
- Witthöft, Christiane: Vertreten, Ersetzen, Vertauschen. Phänomene der Stellvertretung und der Substitution im ›Prosalancelot‹, Berlin/Boston 2016.
- Wolf, Werner: Illusion (Aesthetic), in: Hühn, Peter [u. a.] (Hrsg.), Handbook of Narratology, Berlin/New York 2009, S. 144–160.
- Wuttke, Adolf: Der deutsche Volksaberglaube in der Gegenwart, Berlin 1900.
- van Zantwijk, Temilo: Art. Wahrscheinlichkeit, Wahrheit, in: Historisches Wörterbuch der Rhetorik, Bd. 9, Darmstadt 2009, Sp. 1285–1340.

Anschrift des Autors:

Prof. Dr. Harald Haferland
Universität Osnabrück
Fachbereich 7: Spach- und Literaturwissenschaft
Neuer Graben 40
49074 Osnabrück
E-Mail: harald.haferland@uni-osnabrueck.de